Moderne Klassiker.

Deutsche

Literaturgeschichte der neueren Zeit

in

Biographien, Kritiken und Proben.

Mit Portraits.

Vierundvierzigster Band.

Cassel,

Ernst Balde.

1854.



M. Lämmel sc.

Robert Prutz.

Robert Eduard Prutz.

„Die Poesie eines Volkes ist nichts Vereinzeltes und Willkürliches, sie ist nicht ein zufälliger äußerlicher Schmuck, mit dem sich eine Nation ihr Dasein nur beliebig aufputzen und verschönern will: sondern sie ist das Herz des Volkes selbst, von dem Blut seines Geistes durchflossen, erschüttert und belebt von dem Pulsschlag seiner Historie, mit ihr blühend und mit ihr welkend."

Mit Portrait.

Cassel,

Ernst Balde.

1854.

Robert Eduard Prutz.

Unter den Dichtern der neuesten Zeit nimmt Robert Prutz einen der ehrenvollsten Plätze ein. Mit großer Schnelligkeit begründete er seinen Ruf, übrigens eigenthümlicher, bedauerlicher Weise mehr durch seine sogenannten politischen Gedichte, als durch seine lyrischen, die um ein gutes Theil werthvoller sind. Dabei wendete Prutz seine Thätigkeit den verschiedensten Gebieten der Literatur mit vielem Erfolge zu — er ist Literarhistoriker und Kritiker, Dramatiker, Historiker, der Verfasser von mehreren durchaus zu den besseren zählenden Romanen. Somit ist seine Thätigkeit eine sehr umfangreiche, leider auch zuweilen nur eine beginnende, mehrere seiner begonnenen Werke hat er unvollendet gelassen, und die schönen Formen des Begonnenen, richtige Anlage und

die angedeutete Ausführung lassen recht sehr bedauern, daß die letztere selbst bisher unterblieben ist.

Wir werden im Verlauf unserer Darstellung auf das Alles näher einzugehen Veranlassung nehmen. —

Robert Eduard Prutz wurde am 30. Mai 1816 in Stettin geboren, besuchte das Gymnasium daselbst und studirte dann in Berlin, Breslau und Halle Philologie, Philosophie, Geschichte. Im Jahre 1838 erwarb er sich in Halle die Doctorwürde, schloß sich daselbst den „Hallischen Jahrbüchern“ und ihren Redacteuren und Mitarbeitern an, lebte dann in Dresden, wo er sich verheirathete, und nachher in Jena.

Im November des Jahres 1842 wurde er wegen eines Abschiedsgedichts an Dahlmann in eine Art Untersuchung verwickelt, die im Frühjahr 1843 damit endete, daß er das Großherzogthum Weimar verlassen mußte. Er kehrte nach Halle zurück, lebte zumeist da, und gerieth wegen Herausgabe einer politischen Komödie, der „politischen Wochenstube“, in Untersuchung, welche indeß auf ein von ihm eingegebenes Gesuch von dem König von Preußen niedergeschlagen wurde.

Im Jahre 1847 wollte er in Berlin Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart halten; er fand ein zahlreiches und gewähltes Auditorium und begann die Vorträge, kam indeß nicht über den

ersten hinaus, da die Fortsetzung derselben polizeilich verboten wurde.

Von Berlin ging Prutz nach Hamburg, wo er kurze Zeit Dramaturg am Stadttheater war; später lebte er wieder in Dresden und Berlin; im Jahre 1849 wurde er an der Universität Halle als Professor der Literaturgeschichte u. s. w. angestellt.

Er lebte seitdem in Halle und Jena, und hat seit ein Paar Jahren einen überwiegenden Theil seiner Thätigkeit der Redaction des von ihm gegründeten „Deutschen Museums" gewidmet, einer Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Mehr biographische Notizen über Prutz mitzutheilen ist uns nicht möglich — sein Leben mag überhaupt nicht reich sein an wichtigen äußerlichen Momenten. Wir werden dagegen beim Eingehen in die große Zahl werthvoller Schriften, die er bis jetzt publicirte, umfangreichere Mittheilungen machen können. —

Robert Prutz als Dichter zunächst nimmt eine viel höhere Situation ein, als ihm für gewöhnlich eingeräumt wird. Das Publikum ist in hohem Grade undankbar: von dem Dichter, der viel giebt, und damit zeigt, daß er noch mehr geben kann, verlangt die Menge immer und immer Neues, und das zuletzt Empfangene wird leider zu schnell vergessen über dem, was schon wieder ersehnt, verlangt wird. Prutz

hat mit vollen Händen aus der nicht endenden Fülle seines Geistes und Genie's gespendet, hat das Publikum in der angegebenen Weise angereizt und verwöhnt, und trägt selbst einen, wenn auch nur kleinen Theil der Schuld, daß die Gesammtausgabe seiner Gedichte nicht in weiteren Kreisen verbreitet ist. Uebrigens wollen wir versuchen, wenigstens unsere Leser soviel als möglich von etwaiger Betheiligung an dem allgemeinen Unrecht abzubringen, wir werden ihnen diese gesammelten Gedichte von Prutz ganz besonders empfehlen.

Der Dichter trat zunächst mit einer Sammlung lyrischer Gedichte auf, welche im Verlage von Otto Wigand in Leipzig erschien. Diese Sammlung war in hohem Grade inhaltsreich, doch machte sie beim Publikum nur ein geringes Glück. Gleich nachher ließ der Dichter ein größeres Gedicht „Ein Märchen" erscheinen; sowie eine Sammlung sogenannter politischer Gedichte. Diese machte entschiedenes Glück; Prutz' Name wurde schnell in weite Kreise getragen, man rechnete ihn, und mit vollem Recht, zu den ersten der sogenannten politischen Dichter.

Durch eine neue Gesammtausgabe seiner Gedichte, welche Prutz im Jahre 1847 unterstützt durch die Liberalität des Verlegers, dem von der früheren Ausgabe noch ziemliche Exemplare auf Lager blieben, zur Freude seiner Verehrer veranstaltete, bietet der Dichter

ein abgeschlossenes Bild in jener Eigenschaft, welche man im gemeinen Leben mit dem Namen des Dichters überhaupt verbindet. Ein starker Band, sehr schön ausgestattet und in richtigem Gegensatz zu andern derartigen Erscheinungen zu mäßigem Preise, enthält in acht Abtheilungen so ziemlich alles, was Prutz auf dem Felde der Dichtkunst bekannt werden ließ.

Als nächste, als Haupteigenschaft seiner Poesien finden wir eine außerordentlich schöne Form. Prutz hat in einem später zu erwähnenden historischen Werke gezeigt, wie er die prachtvollste Rhetorik in seine Prosa zu tragen verstanden hat; mit seinen lyrischen Gedichten ist es fast ebenso, ohne daß jedoch dadurch etwa eine unkünstlerische Breite entstanden wäre. Dabei ist seine Dichtung eben so reich an Erfindung, wie an Colorit, die Verse sind durchgängig volltönend, schön, fast nie hart, allenfalls nur einige wenige seiner Zeitgedichte ausgenommen.

Unter den lyrischen heben wir besonders die erzählenden Gedichte: „Die badende Königin“, „Liebesrache“, „Bretagne“, „Stumme Liebe“ und eine nicht geringe Zahl vortrefflicher Liebeslieder hervor; unter den Zeitgedichten zeichnen sich „Die erste Saat“, „Ludwig Uhland“, „Sonntagsfeier“ und viele andere besonders aus.

Indem wir hiermit diese Gesammtausgabe der Gedichte, wie sie im Jahre 1847 bei Otto Wigand in Leipzig erschienen, unsern Lesern zu allgemeinster Anschaffung dringend empfehlen, geben wir im folgenden einige Gedichte zur Probe sowie als Beweisführung für unsere Empfehlung.

Die badende Königin.

Wenn der Mond an blauem Himmel mitternächtlich aufgegangen,
Und die Wellen leise murmeln, wie von Schlaf und Traum befangen,
Steigt die stolze Königstochter nieder an des Meeres Strand,
Und des Haares goldne Locken löst sie mit geschäft'ger Hand;
Löst des Busens zücht'gen Schleier, und mit durstig langen Zügen
Athmet sie die kühlen Lüfte, die vom Meer herüberfliegen;
Leise zögernd sinkt der Mantel, und mit nacktem Götterleib,
Vor sich selber süß erröthend, steht gebeugt das edle Weib.
Schüchtern netzt sie kaum die Zehe, herzhaft dann die weißen Glieder
Taucht sie tief mit raschem Sprunge in die lauen Fluthen nieder,
Daß sie rauschen, daß sie sprudeln, und in gierig süßer Lust
Schmiegt die flücht'ge Meereswoge fest sich an die volle Brust.

Da beginnt die See zu brausen: rasch von Liebeslust gezogen,
Drängen stürmisch sich an's Ufer alle Wellen, alle Wogen,
Und mit klaren, klugen Augen schaut der freundliche Delphin,
Denn er fühlt mit einem Male warm das kalte Herz erglühn.
Hörst du's klagen aus der Tiefe? Mädchen, aus den weiten Höhen
Hörst du's lispeln, hörst du's locken, wie mit ungestümem Flehen?
Mädchen, hast das Meer entzündet, und die Geister aus dem Grund
Bannt herauf dein Schwanenbusen, bannt herauf dein Rosenmund.
Ach, es sind die muntern Knaben, sind die Ritter, die vor Jahren,
Blond gelockt, in üpp'ger Jugend, über See fernher gefahren,
Da im Kreis die Becher gingen, da die Cither lustig klang,
Bis das Meer, das nie versöhnte, Schiff und Rittersmann verschlang.
Männer sind's und Heldengreise, stark an That und groß an Namen,
Die zur Meeresschlacht gerüstet feindlich hier zusammen kamen;
's ist der blonde Fischerbube, dessen Lied du oft gehört,
Den zum kalten Todessprunge deiner Reize Macht bethört!
Ach! sie seufzen, ach! sie klagen: denn sie liegen schon so lange
Einsam in der öden Tiefe, bei Polyp und Meeresschlange:

Wellen, die von oben kommen, Fluth, die aus der Tiefe quillt,
Bringen abwärts, tragen aufwärts holder Frauen Zauberbild.
Und die Lust, die sie genossen, in der Jugendblüthe tagen,
Und die Gluth, in welcher ehmals lebenswarm ihr Herz geschlagen,
Alles, Alles kehret wieder, wie es war, im Traumgesicht:
Wunsch und Sehnsucht und Begierde, aber ach, das Leben nicht!
Nun in mitternächt'ger Stunde, da die Sternlein aufgegangen,
Rasch herauf aus kalter Tiefe treibt sie sehnendes Verlangen:
Mädchen, hast das Meer entzündet, und die Geister aus dem Grund
Wollen ruhn an deinem Busen, küssen deinen Rosenmund!
Eine Meeresblume, sollst du unvergänglich ihnen blühen,
Und der starre, todte Busen soll an deinem Leib erglühen:
Aus dem halb gebrochnen Auge irrt ihr wilder Liebesblick —
„Komm, o komm! bald schlägt die Stunde, und das Meer nimmt uns zurück!" —

Doch die stolze Königstochter höret nicht das leise Rauschen,
Sieht die Geister nicht, die luft'gen, die im Bade sie belauschen;
Aus den Wellen steigt sie langsam, wie ein Schwan dem Ufer naht,
Und, gesalbt die goldnen Haare, geht sie heimwärts ihren Pfad:

Leisen Schritts, mit süßem Lächeln, wo verdeckt im duft'gen Garten
Schon die lebenswarmen Küsse des Geliebten sie erwarten; —
Und die armen, kalten Geister wenden trauernd ihren Blick,
Breiten einmal noch die Arme, sinken stumm in's Meer zurück.

Liebesrache.

Wer schleicht herein, den Hut in's Aug' gedrückt,
In krampf'ger Faust den nackten Dolch gezückt?
Kein Laut verräth ihn! Langsam, auf den Zehen,
Unhörbar schleicht er, wie Gespenster gehen;
Bleich ist sein Antlitz, nur das Auge brennt,
Wie ein Komet an dunklem Firmament.

Jetzt tritt er ein! Leis dämmernd durch den Saal
Fällt hoch von oben einer Lampe Strahl,
Süßduft'ger Blumen breite Schatten zittern
Durch das Gemach, und hinter goldnen Gittern
Schlaftrunken sträubt ein Vogel seinen Flaum
Und wiegt sich leis und girret, wie im Traum.

Und näher jetzt, starr, wie ein Bild von Stein,
Lauscht vorgebeugt er in den Saal hinein;
So lauschend steht die lüsterne Hyäne,
Und rollt das Aug' und hebt die borst'ge Mähne,
Wenn Nachts der Ostwind, der die Wüste fegt,
Den Duft von Leichen ihr entgegen trägt!

Er steht und lauscht, und heft'ger zuckt die Hand:
Sein Flammenblick, er suchte nicht — er fand,
Er fand und traf! — Schau dort auf seidnem Pfühle,
Die Brust geöffnet vor der nächt'gen Kühle,
Nur halb verhüllt den marmorweißen Leib,
Ruht schlummernd dort ein engelschönes Weib.

Er kennt sie wohl! — Nie hat der Schönheit Pracht
Um andre Lippen lieblicher gelacht:
Stolz war ihr Gang, der schwarzen Augen Lodern
Schien alle Männer zum Tribut zu fodern,
Ein goldnes Krönlein trug sie in dem Haar:
Denn o, sie wußte, daß sie Fürstin war!

Und sie war sein! — Aus der Bewundrer Chor
War er es einzig, den ihr Blick erkor;
Vor ihm die Krone willig legt' sie nieder,
Gab lächelnd ihm die Blüthe dieser Glieder,
Gab ihm ihr Herz, und wollte nichts mehr sein,
Als seine Braut, sein Weib, sein Glück allein!

Doch was sie selbst süßstammelnd einst versprach,
Bald klirrt es ihr, wie eine Kette, nach:
Nicht bei der Schönheit wohnt die sanfte Treue,
Was Liebe war, ward Ueberdruß und Reue:
Sie warf ihn fort — und Andre sollen nun
An dieser Brust, in diesen Armen ruhn.

Kein Andrer, nein! Mit heil'gem Eide dies
Hat er gelobt, da sie ihn von sich stieß;
Ja dieses Herz, das einst die Liebe schwellte,
In Gift verwandelt hat es ihre Kälte:
Ihr gilt der Haß, der ihm im Auge glimmt,
Und dieser Dolch, er ist für sie bestimmt! — —

Und näher jetzt und näher, dicht heran,
Schleicht ernst und still der unglücksel'ge Mann:
Sie schläft so sanft! den Vogel hört er girren,
Das klingt so süß, den Geist ihm zu verwirren —
Sie schläft so sanft! wie lindes Frühlingswehn
Hört er den Athem ihres Mundes gehn.

Er hebt den Dolch — o wohl, das ist das Haar,
Das einst ein Schleier seiner Küsse war!
Das ist die Stirn, das sind die holden Brüste,
Die einst sein Mund in sel'gem Wahnsinn küßte!
Das ist der Hals, den einst sein Bild geschmückt,
Das ist das Herz, an das sie ihn gedrückt!

Er hebt den Dolch — o Bildniß jener Nacht,
Da er zuerst sah dieses Leibes Pracht!
  Da er zuerst mit wonnevollem Lauschen
  In diesem Glanz sich schwelgend durft' berauschen!
Da ihn zuerst ihr weicher Arm umschloß,
Zuerst ihr Kuß verzehrend ihn durchfloß! —

Und rasch zu enden dieser Zweifel Qual,
Zückt er empor zu jähem Stoß den Stahl —
  Und jetzt, o jetzt — weh, wenn sie jetzt erwachte!
  Wenn dieser Blick, aus dem der Himmel lachte,
Vor ihm erstarrte, schaudernd und entsetzt!
Wenn jetzt ihr Blut das süße Lager netzt!

Er steht und sinnt — Sie schläft so sanft — er sinnt:
Und eine große, schwere Thräne rinnt
  Aus seines Auges wetterschwülen Flammen;
  Ohnmächtig bricht sein starker Arm zusammen:
Verhüllten Haupts fort schleicht er auf den Zeh'n —
Und Keiner jemals wird ihn wiedersehn. —

Wach' auf, wach' auf! — der goldne Morgen lacht,
Der Vogel singt, die Fürstin ist erwacht:
  Sie preßt die Hände weinend an die Stirne,
  Dumpf pocht ihr Blut und fiebrisch zuckt's im Hirne —
Hat sie ein Traumbild aus dem Schlaf geweckt?
Hat sie ein Schatten ahnungsvoll erschreckt?

Bretagne. 1793.

An den Ufern der Bretagne, horch! welch nächtlich Wiederhallen!
Aus den Wellen, aus den Wogen hör' ich es wie Lieder schallen,
Und ein Glöcklein tönt herüber, leise wundersamen Klang;
Doch das ist nicht Schiffsgeläute, das ist nicht Matrosensang.

An den Ufern der Bretagne wohnt ein Volk von alter Sitte,
Kreuz und Krone, Gott und König gelten hoch in seiner Mitte;
Doch der König ist gerichtet, und den heiligen Altar
Hält mit blankem Schwert umlagert eine mordgewohnte Schaar.

„Unsern König, den geliebten, wohl! ihr konntet ihn uns nehmen;
Doch des Glaubens heil'ge Flamme sollt ihr nimmer uns bezähmen;
Ist doch Gott an allen Orten, in den Tiefen, auf den Höhn,
Und an allen, allen Orten hört er seiner Kinder Flehn. —"

„Leis, o leis! der Abend dämmert! Süße Nacht, o sei willkommen,
O du Balsam den Geschlagnen, o du Schützerin den Frommen!
Leis, o leise! löst den Nachen, nehmet Angel und Geräth,
Täuscht die Späher, täuscht die Wächter: in die Wogen zum Gebet!“

Flinke Ruder hör' ich rauschen: Alle kommen, Kinder, Greise,
Weib und Mann, dem Herrn zu dienen nach der Väter frommer Weise,
Neugeborene zu taufen, einzusegnen Ehebund,
Friedenswort und Trost zu hören aus geweihten Priesters Mund.

In der Mitte schwamm der Priester, Kreuz und Hostie in den Händen,
Fischerbuben ihm zur Seite, süßen Weihrauch auszuspenden;
Durch der Wellen dumpfes Murren schallte fröhlich der Choral,
Klang das Glöckchen, tönten Seufzer und Gebete sonder Zahl.

Sprach der Alte durch die Wogen über Alle seinen Segen,
Und sie kreuzten sich und neigten seinen Worten sich entgegen:
Durch der Wogen wildes Brausen schallte muthig der Choral,
Pfiff der Sturmwind, schlug der Regen, zuckten Blitze sonder Zahl. —

„Herr! Du bist ja aller Orten, auf den Wassern, wie auf Erden:
Laß das Meer, das arg empörte, eine sichre Kirche werden!“
So durch des Gewitters Donnern tönte flehend der Choral,
Krachen Bord und Mast und Ruder, pfeifen Kugeln sonder Zahl.

Umgeschaut! Wachtfeuer glänzen, wiederspiegelnd in den Wogen,
Und der Feinde Kugeln kommen von dem Strande rasch geflogen.
Aufgeschaut! der weite Himmel glüht, ein einzig Flammenmeer —
Tod im Wasser, Tod am Ufer, keine Rettung rings umher!

„Herr! du bist ja aller Orten, auf den Wassern, wie auf Erden:
Auch die in dem Meer gestorben, Herr! sie sollen selig werden!“
Also durch der Wogen Wüthen, so durch Kugeln sonder Zahl,
Durch der Feinde Hohngelächter klingt, verklinget der Choral.

— Fahret wohl, ihr frommen Beter! — Keiner kam ans Ufer wieder,
Die Gemeinde mit dem Priester schlang die falsche Welle nieder;

Nur am Morgen, unter Trümmern, zwischen Klippen und Gestein,
Schwamm das Kreuz, das wunderſel'ge, in des Frühroths goldnem Schein.

Stumme Liebe.

Marie war des Dorfes schönstes Kind:
Schwarz war ihr Haar, die Wange frisch und rund;
Wie Frühlingslächeln, lockend, lustig, lind,
Umspielt ein Lächeln lieblich ihren Mund.
Unnennbar Süßes schien ihr Blick zu sagen:
Doch wer entbrannt von sündlicher Begier,
Vermochte nicht, ihr Auge zu ertragen.
Sie war sehr schön, und Niemand sagt' es ihr.
Tagtäglich ging sie in des Morgens Früh'
Zum Gottesdienst: da grüßte sie die Leute
Mit holdem Mund, und wen sie grüßte, freute
Des Grußes sich, und heimlich lobt' er sie.

Ein Lindenbaum steht vor des Kirchleins Thür,
Weit ausgestreckt der grünen Aeste Zier,
Und tönt vom Thurm das heilige Geläute,
Rauscht mit den Blättern er, als wollt' er laden
Die müden Pilger in das Haus der Gnaden.

Im Lindenschatten lag der arme Hans:
Die dürren Blätter las er von der Erde,
Sah sie mit Lächeln, knüpfte sie zum Kranz,
Zerriß den Kranz mit kindischer Geberde.

Denn er war taubstumm: nie vernahm sein Ohr
Der Blätter Rauschen, noch der Vöglein Chor;
Den Mutternamen hatt' er nie genannt,
Was Worte wären, hatt' er nie gekannt.
So war der Unglückselige geboren,
Ein Gram den Weisen und ein Spott den Thoren.
Dort außen lag er, durft' hinein nicht treten,
Mit der Gemeind' im Heiligthum zu beten.
Mit Steinen warfen böse Knaben ihn,
Er mußt' es dulden! Mütter gingen scheu,
Als wollten sie geheimen Zauber fliehn,
Sich kreuzigend, am stummen Hans vorbei,
Und jauchzten auf beim Jauchzen ihrer Kleinen:
Hans ahnte nicht, wie schwer sein Schicksal sei,
Er wußte nicht, was diese Leute meinen.

An ihm vorüber täglich ging Marie:
Sie grüßte Jeden, ihn auch grüßte sie,
Und neigte sich, mit ihren weißen Händen,
Ein frommes Kind, Almosen ihm zu spenden.
So kam sie täglich — und sie war so schön!
Hans sah sie an: ein innerlich Behagen
Durchrieselt ihn, so oft er sie gesehn,

So oft sie ihn mild grüßend angelacht,
So oft sie Brod und Früchte ihm gebracht.
In seiner Seele Nacht begann's zu tagen;
Nichts kannt' er sonst, selbst seine Mutter nie:
Eins kannt' er jetzt — die Eine war Marie.
Er konnte nicht den süßen Namen nennen,
Doch wußt' er sie aus Allen zu erkennen.
Hell lacht' er auf, wenn sie gegangen kam,
Und traurig ward er, wenn sie Abschied nahm.
Dann weint' er laut und lief im Feld umher,
Versteckt' im Moor sich, in des Waldes Mitten,
Bis daß er merkte, daß es Morgen wär'.
Dann lag er wieder vor des Kirchleins Thür:
Und kam Marie lieblich dann geschritten,
Dann freut' er sich und winkt' und nickte ihr.
Sie sah's mit Mitleid, ahnte, wußte kaum,
Was Liebe sei: wie käme Liebe nur
Zum armen Stummen unter'm Lindenbaum?
Er aber lag und küßte ihre Spur,
Und reichte ihr den Kranz, den er gewunden,
Und sah ihr nach, bis sie im Dorf verschwunden.

'S war Sonntag früh. Marie ging zum Altar;
Ein schwarz Gewand umfloß die zarten Glieder,
Ein Röslein trug sie in dem dunklen Haar;
Sie war so schön wie nie ein Mädchen war,
Sie wußt' es nicht, die Augen schlug sie nieder.
Und als sie kam bis an des Kirchleins Thür
Und ihre Spende gab dem armen Hans —

Hans sprang empor! Der holden Augen Glanz
Drang in sein Herz: er sprang empor zu ihr,
In tiefster Seele fühlt' er's mächtig drängen,
Als wollt' es schier den Busen ihm zersprengen.
Er reicht die Hand ihr — und sie nimmt sie nicht!
Sieht ihr in's Aug' — sie wendet das Gesicht!
Er stammelt, schreit, stürzt nieder in den Sand,
Zerwühlt das Haar mit unbarmherz'ger Hand,
Dann springt er auf! Die wilden Augen rollen,
Und jetzt den Mund, die Lippen sieht man beben,
Als ob sie jetzt, o jetzt sich öffnen wollen,
Als werd' ein Wort, ein erstes, jetzt entschweben .....
Stumm, ewig stumm! Da packt's wie Wahnsinn ihn,
Ein geller Schrei —! Marie will entfliehn,
Er läßt sie nicht! Er sieht sie prüfend an,
Legt an die Stirne seine Finger — dann
Drückt er sie heiß und heißer an die Brust,
Küßt ihren Mund in ungeheurer Lust,
Küßt Stirn und Busen, hält sie fest am Kleid,
Bis die entsetzte Menge sie befreit.

Nun hielt man gut, in Fesseln ihn zu legen:
Der stumme Hans, erzählten sie, ist toll.
Man wollt' ihn heilen, wie ein Thier, mit Schlägen;
Er fühlt es nicht: sein Auge kummervoll
Blieb an die Thüre wandellos geheftet:
Trat wer herein, er dacht' es wär' Marie;
Ging wer hinaus, er meint' es wäre sie.
So lag er lang, von Krankheit ganz entkräftet,

Nicht Hand, nicht Fuß vermocht' er mehr zu regen,
Vermochte nicht, das Auge zu bewegen,
Das leichenstarr, gebrochen, ohne Glanz
Nur an die Thür blieb wandellos geheftet.

So endlich starb der arme, stumme Hans.

Zwei Monde drauf — zwei Monde, lange Zeit! —
Hat Schön Marie den Pachtersohn gefreit.

Der Renegat. 1837.

Horch die Zithern, horch die Cymbeln, wie sie locken, wie sie klingen!
Und die Weiber schau, die süßen, wie sie wild im Tanz sich schwingen!
So am kühlen Meeresstrande, unter purpurnem Gezelt,
Saß der Renegat, der alte, hochgepriesne Fürst und Held.

Denn von Allen, welche meerwärts aus dem Land der Christen kamen,
Und den Koran statt der Bibel, für das Kreuz den Turban nahmen,

Lachte Keinem, Segen spendend, je des Glückes Sonne
mehr,
Wurde Keiner je so mächtig, je so reich und groß, wie er.

Und die Sklavin, lüstern lächelnd, klirrte mit dem goldnen Becher:
„Der Prophet zwar hats verboten, Mahomet, der arge
Zecher;
Doch die Sklavin, deine Liebste, Sulima gebeut es dir.“ —
„„Laß das Klirren, laß das Klingen; denn wie Glocken
klingt es mir.““ —

„Herr! was ist dir? Laß michs wissen! Will das Spiel
dir nicht behagen?
Sehnst dich, draußen in der Wüste Leu und Tigerthier zu
jagen?
Oder willst den Säbel prüfen an des Christen feilem
Haupt?“ —
„„Nenn, o nenne nicht den Namen Eines, der an Christus
glaubt!““

Sprachs und schwieg und schloß die Augen; denn als
würd er fortgetragen
Auf des Sturmwinds Adlerschwingen, eine Kirche sieht er
ragen:
Hoch vom Thurm, ein Stern des Friedens, lacht des Kreuzes goldner Schein,
Und die Orgel hört er brausen und Gebet und Litanein;

Sieht sich selbst, wie er gewesen in der Jugend goldnen Tagen,
Eh ihn Meer und Schicksalsstürme in das Mohrenland verschlagen,
Einen blondgelockten Knaben, Weihrauchbecken in der Hand,
Wie er dienend und geschäftig dem Altar zur Seite stand.

Sieht die Schwestern, die geliebten, mit den langgeflochtnen Zöpfen,
Lauschend gegenüberknieen mit geneigten Engelsköpfen;
Sieht der Mutter holdes Auge, gleich wie Mutteraugen thun,
Hoffnungsvoll, und doch voll Sorge, sanft auf seiner Stirne ruhn;

Sieht im Meßgewand den Priester, der die Hand erhebt zum Segen;
Und sein Herz im tiefsten Busen, stürmisch pochts mit tausend Schlägen.
Aber ach! mit Heroldstimme tönt es donnernd ihm ins Ohr:
„Sei verflucht in alle Zeiten, wer von Christus sich verlor.“ —

Hörts und schlug empor die Augen. „Herr! die Flotte kommt gefahren,
Deine Diener sinds, die treuen, lustig muthigen Korsaren,

Die mit Beute wiederkehren aus dem fernen Christenland;
Und von Sklaven und Gefangnen, sieh, wie wimmelt schon der Strand!"

Durch die Reihen schritt der Alte; 's war ein Anblick zum Erbarmen!
Furchtentstellt, mit bleichem Antlitz, standen dichtgedrängt die Armen,
Knab' und Mägdlein, zarte Kleine, Greise selbst im Silberhaar;
Ach! denn Keinen, den er findet, schont der grimmige Korsar.

Nur ein Knäblein, zart von Jahren, schien getrost und ohne Zagen:
In den Sand sah man ihn knieen, himmelwärts den Blick geschlagen;
Oft geküßt von seinen Lippen, an den Busen dicht gepreßt,
Hielt ein Kreuzchen, ein geschnitztes, er mit beiden Händen fest.

Um sein rosig Kinderantlitz floß das Haar in goldnen Wogen,
Ruhig, wie zum Todesstreiche, hielt den Nacken er gebogen,
Sah mit fröhlich stolzen Augen dreist dem Fürsten ins Gesicht,
Und die Wangen blieben rosig, und sein Auge zuckte nicht. —

Und der Renegat mit Schweigen sah das Kreuz und sah
den Knaben;
Eine Thräne schien verborgen in den Wimpern er zu haben,
Ging zurück dann zum Palaste, Keiner wußte, was ihm sei; —
Aber noch am selben Tage ließ er alle Christen frei.

Meeresfahrt.

Das ist das Meer, schau hin! — Senkt schon im Schauen
Sich rasch ermüdet deines Auges Flug?
Weit, weit dort hinten, wo die Wolken grauen,
Und weiter reißt mich meines Herzens Zug.
Voll Ungeduld, weißmähn'ge Rosse, springen
Die Wellen hoch um meines Schiffes Rand,
Sie wiehern, horch! Laßt den Signalruf klingen,
Die Anker auf — ade! und stößt vom Land! —

Da schwindet's hin, langsam als ob es wüßte,
Daß es mein Auge nicht mehr schauen soll,
Land meiner Väter, meiner Jugend Küste —!
Fahr' wohl, ich habe keinen Thränenzoll.
Es wohnt sich sanft im Schatten jener Buchen,
Hoch steht das Korn, man gräbt nach Gold und Erz:
Mich aber treibt's, ein andres Land zu suchen,
Und ein Columbus ist mein ahnend Herz. —

Seid mir gegrüßt, ihr ewig jungen Wogen!
  Gegrüßt, o Meer, in deiner stolzen Pracht!
Du scheinst so sanft, als hättst du nie gelogen,
  Ein blaues Auge, draus die Treue lacht.
Und doch, ich weiß, du lächeltest nicht Allen,
  Manch Schiff zerborst, die Ladung schlangst du ein,
Und zwischen purpurfarbigen Korallen
  Bleicht, nackt und bloß, manch menschliches Gebein.

Mögen sie modern! — Die Koralle locke
  Den feilen Sklaven, den der Geiz beschwingt,
Daß er hinab fährt in krystallner Glocke
  Und mit dem Haifisch um sein Leben ringt;
Ja um die Ladung laßt den Bettler sorgen,
  Der auf des Strandrechts blut'gen Titel pocht,
Und um die Lumpen, die er kaum geborgen,
  Schon manchen Kampf mit seinem Bruder focht —!

Du aber schlaf, du schweigsame Gemeine!
  Kein Sturm zerwühle euren weiten Sarg,
Tollkühner Helden irdische Gebeine,
  Die grünes Meer, nicht grüner Rasen barg!
Ihr wolltet auch das hohe Ziel erjagen,
  Das eure Nächte schlaflos auch gemacht.
Euch trieb es auch zu hoffen und zu wagen —
  Nun schlaft ihr wohl recht ungestörte Nacht.

— Nacht? Wie, schon Nacht? Kaum Mittag sollt' ich meinen.
Wohin verschwand der Sonne süßes Licht?
Und wenn es Nacht, will denn kein Mond uns scheinen?
Ich schau' umher: über dem Meere dicht,
Eintauchend fast, mit nassem Fittig, streichen
Unförm'ge Wolken, mächtig, todesschwer,
Sturmvögeln gleich, als witterten sie Leichen,
Und donnernd kocht im tiefsten Grund das Meer.

Die Segel ein — zu spät! Schon kommt geflogen
Die tolle Windsbraut, reißt die Segel los,
Packt fest das Schiff, preßt's nieder in die Wogen
Und wirft es aufwärts in der Wolken Schooß,
Und wie ein Geier, rasch von Felsenklippen
Herabgestürzt, das Reh des Waldes faßt,
Schlägt sie die Klauen in des Schiffes Rippen,
Daß wie vor Schmerz aufstöhnen Bord und Mast.

Jetzt gilt's zu kämpfen! Lustig, meine Jungen!
Frisch an die Pumpen — doch wer hört mich, wer?
All meine Freunde sind ins Boot gesprungen,
Der letzte jetzt, fehlspringend, stürzt ins Meer.
Und meint ihr so dem Tode zu entweichen,
Der gierig uns aus jeder Woge droht?
Vielleicht vor Nacht begegnen unsre Leichen,
Sei Gott mit Euch! . . . Versunken ist das Boot! —

Meins sinket auch! Jetzt, süße Heimathpfänder,
Schatz meiner Ladung, mein ererbtes Gut,
Euch goldne Ringe, Ketten, Locken, Bänder,
Ich werf' euch all', wie Ballast, in die Fluth!
Ihr waret mir, o wohl, ihr wart mir theuer!
Doch ist's nicht Zeit, um euch zu weinen — fort!
Grad' in den Sturm! Ich binde mich ans Steuer
Und reiß' mein Schiff gewaltsam in den Port. —

Mein Arm ist stark, er ward nicht müd' im Ringen,
Müd' ward der Sturm: er stöhnte dumpf und schwer,
Verschnaufte dann, hob einmal noch die Schwingen,
Ohnmächtig endlich sank er in das Meer.
Und stiller ward's, und murrend legten nieder
Die Wogen sich, wie auf des Herrn Gebot
Ein Löwe streckt unwillig seine Glieder,
Und murrend noch im Niederlegen droht.

Aufging der Mond: mit Augen klar und helle
Sehn tausend Sternlein auf die Fluth herab
Und spiegelten sich tändelnd in der Welle,
Die ruhig hinfloß, meiner Freunde Grab.
Mein Schifflein trieb mit frischem Strom behende,
Ein andres wohl, als es vom Lande fuhr,
Mit seidnen Wimpeln, buntbemalt die Wände,
Jetzt nur ein Wrack, ein lecker Nachen nur.

Und da, da war's — bethörend anzuschauen!
  Wer hat dorthin das Auge mir gebannt?
Die schönste hob von allen Meeresfrauen
  Sich hell und leuchtend, wie des Mondes Rand.
Ihr Blick war Gluth; die feuchten Locken flossen
  Nur halb verhüllend um den nackten Leib,
Die holden Brüste sah ich schwellend sprossen —
  Nie war so schön, o nie! ein sterblich Weib!

Sie sang so süß: die hellen Töne flogen
  Wie muntre Schwäne durch die stille Nacht;
Rückwärts zu ihr hin flossen alle Wogen,
  Still stand mein Schiff, gebannt von Zaubermacht.
Sie sang so süß — sie neigte mir die Stirne,
  Sehnsüchtig hob ihr weißer Busen sich;
Sie sang so süß — weh, meinem armen Hirne!
  Ihr Lied ist Gift! Das Meerweib mordet mich!

O du hast Recht, was soll mein thöricht Ringen?
  Durch Nacht und Sturm einsame Meeresfahrt?
Ich soll hinab in deine Arme springen —
  Glückselig Sterben, das mit dir mich paart!
Laß unten mich in deinen Wassern wohnen,
  An deinen Mund, an deine Brust gepreßt:
Da spielen wir mit Muscheln und mit Kronen,
  Und Kuß um Kuß und ew'ges Hochzeitfest! —

Vorbei, vorbei —! Rothgoldne Strahlen schießen,
Wie Boten Gottes, hell vom Osten her:
Ich sah das Meerweib flattern und zerfließen,
Ein Nebelbild —! und nun auch das nicht mehr.
Und hell begann und prächtig es zu tagen,
Frisch über's Wasser strich der Morgenwind,
Die nächt'gen Wolken vor sich her zu jagen,
Und wie die Wolken flog mein Schiff geschwind.

Willkommen, Tag! — Die Arme jauchzend breit ich,
Alleinz'ger ich, so weit mein Auge trägt!
Die Brust mit jedem Athemzug erweit' ich,
Die schon kein Schmerz, kein Jammer mehr bewegt.
Denn fließt nicht schon, balsamisch mich zu baden,
Rings um mich her die linde Morgenluft?
Umweht nicht schon von blühenden Gestaden
Süß tändelnd mich ein würzereicher Duft?

Da kommen schon auf purpurfarb'gen Schwingen
Die muntern Vögel von dem nahen Strand,
Und horch! schon hör' ich ihre Stimmen klingen,
Vernommen nie und doch so wohl bekannt.
Sie lassen gastlich auf dem Schiff sich nieder,
Mit Sang und Klang und süßer Melodie —
O seid gegrüßt, ihr Boten, meine Lieder!
Du Vogel Phönix, heil'ge Poesie!

So tauch' herauf, Atlantis meiner Träume,
Die sich mein Herz zu sicherm Ziel erkor!
Schon dämmert fern, wie blaue Nebelsäume,
Dein heilig Eiland aus der Fluth empor:
Schon deine goldnen Gipfel seh ich ragen,
Schon liegt, o schon dein gastlich offner Strand
Vor den entzückten Blicken aufgeschlagen —:
Den Anker werf' ich, donnre jubelnd „Land!"

Thalatta.

Thalatta! Thalatta!
Schön ist's auf dem Meer sich wiegen
In der linden Sommernacht,
Wenn der Mond emporgestiegen
Und die Wellen schlummernd liegen,
Uebersät von Sternenpracht.
O wie ruht die Welt verschwiegen!
O wie athemlos das Meer!
Nur die Abendlüfte fliegen,
Grüße tragend hin und her
Und der Stern der Liebe wacht —
Auf dem Meere sich zu wiegen,
Schön ist's in der Sommernacht!

Schön ist's über Meer zu fliegen,
Wenn der Sturm herniederbricht!
Wenn die Meven ängstlich fliegen,
Krachend Bord und Mast sich biegen
Bei der Blitze falbem Licht!
Welch ein Kämpfen! Welch ein Kriegen!
Meer und Himmel sind entbrannt!
Aber lächelnd und verschwiegen,
Fest das Steuer in der Hand,
Steht der Mann und zittert nicht —
  Schön ist's über Meer zu fliegen,
  Wenn der Sturm herniederbricht!

Auch im Meeresgrund zu liegen,
Schön ist auch der Tod im Meer!
Wo sich Wasserlilien biegen,
Holde Meeresfrauen wiegen,
Mit den Locken feucht und schwer:
Welch' ein Küssen, welch ein Schmiegen!
Selig süße Liebeswuth!
Und die Welle rauscht verschwiegen
Und die ewig grüne Fluth
Breitet stumm sich drüber her —
  Auch im Meeresgrund zu liegen,
  Schön ist auch der Tod im Meer.

Abends.

In dieser Stunde denkt sie mein,
Ich weiß, in dieser Stunde!
Die Vögel schlafen groß und klein,
Es schlafen die Blumen im Grunde.
An blauem Himmel hell und klar
Stehn tausend Sterne wunderbar,
Sie schaut hinauf und denket mein,
Ich weiß, in dieser Stunde.

Sie sitzt wohl einsam und allein,
Ich weiß, in dieser Stunde,
Und flüstert wohl den Namen mein
Halbleise mit schüchternem Munde.
Sie schickt mir Grüße lieb und schön
Und winkt mir zu, als könnt ichs sehn,
Sie weint um mich und denket mein,
Ich weiß, in dieser Stunde.

Gute Nacht und schließ die Aeugelein,
Gute Nacht in dieser Stunde!
Ich will im Traume bei dir sein
Mit fröhlicher, seliger Kunde:

Von einer Nacht, o träume du,
Wo ich in deinen Armen ruh!
Ja bis dahin gedenke mein,
Jetzt und in jeder Stunde!

Der Rhein.

Der deutsche Rhein —! Wie klingt das Wort so mächtig!
Schon sehn wir ihn, den goldig grünen Strom,
Mit heitren Städten, Burgen stolz und prächtig,
Die Lurlei dort und dort den Kölner Dom!
Der freie Rhein —! Gedächtniß unsrer Siege,
Du mit dem Blut der Edelsten getauft,
Ruhm unsrer Väter, die in heil'gem Kriege
Mit Liedern nicht, mit Schwertern dich erkauft! —

Ich sah ihn auch — es war ein böses Zeichen,
Novemberwolken hingen drüber hin,
Nicht strömen, nein! mich dünkt, ich sah sie schleichen,
Die goldne Fluth, wie eine Bettlerin;
Als klagte sie, daß noch mit Zoll und Banden
Sie ungestraft der Fremdling knechten darf,
Daß noch ein Wort, verfälscht und mißverstanden,
Sie von des Meeres keuschem Busen warf.

Ich sah das Land — die Traube sah ich reifen,
Die rechte Milch, um Männer groß zu ziehn,
Ließ weit hinaus mein flammend Auge schweifen,
Dem nie ein Traumbild lieblicher erschien:
Ein lautes Echo donnernd fortzutragen,
Schien Strom und Thal und Felsen mir bereit;
Doch — grad heraus! man darf das Wort nicht wagen!
Das freie Wort, ihr wißt es! ist gefeit!

Wer hat nun Recht zu sagen und zu singen
Vom freien Rhein, dem freien deutschen Sohn?
O diese Lieder, die so muthig klingen,
Beim ew'gen Gott! sie dünken mich wie Hohn.
Ja wolltet ihr erwägen und bedenken,
Welch stolzes Wort von eurer Lippe kam,
Ihr müßtet ja das Auge niedersenken,
Mit bittern Thränen voller Zorn und Scham! —

Es gilt nicht dir, der du zuerst gesungen
Das stolze Wort vom freien deutschen Rhein,
Das durch die Welt sich adlergleich geschwungen:
Dich schließ' im Geist in meinen Arm ich ein!
Aus voller Brust ist dir das Lied gequollen
Und nicht im Käficht hast du es bewahrt:
Frei fliegt es hin, wohin die Winde wollen —
Du thatest Recht! und das ist Sängerart.

Euch gilt mein Ruf, ihr Fürsten und Vasallen,
In deren Händen unser Schicksal liegt! —
Euch Deutschen gilt es, nah und fern, euch Allen,
So weit ein Hauch von deutschem Munde fliegt:
Mit euch zuerst müßt ihr den Kampf beginnen!
Soll unverführt von heiserem Geschrei
Und ungetrübt des Rheines Welle rinnen,
So seid zuerst ihr selber deutsch und frei!

Denn käme nun die Stunde der Gefahren,
Die wir am Himmel dämmernd schon gesehn,
Ich meine wohl, ihr würdet bald gewahren,
Daß es nicht leicht ist, Schlachten zu bestehn.
Nicht jene Burgen werden niedersteigen,
Die Mädchen küssen, aber kämpfen nicht,
Die stummen Fische, glaubt mir! werden schweigen,
Und Ruder brechen, wo ein Reich zerbricht.

's giebt einen andern, kräftigern Genossen,
Als jener Trümmer bröckelndes Gestein:
Wer ihm den Arm, den Busen ihm erschlossen,
Der siegt durch ihn — und auch durch ihn allein!
Ein Feuer ist's, das unauslöschlich zündet,
Ein Zauberwort, das Mauern niederreißt —
Drum frisch gewagt und auch mit ihm verbündet:
Es ist der deutsche, ist der freie Geist!

Gebt frei das Wort, ihr Herrn auf euren Thronen!
So wird das Andre sich von selbst befrein.
Wagt's und vertraut! In allen euren Kronen,
Wo giebt's ein hellres, edleres Gestein?
Die Presse frei! Uns selber macht zum Richter,
Das Volk ist reif! Ich wag's und sag' es laut:
Auf eure Weisen baut, auf eure Dichter,
Sie, denen Gott noch Größres auch vertraut!

Sei deutsch, mein Volk! Verlern' den krummen Rücken,
An den du selbst unwürdig dich gewöhnt!
Mit freier Stirn, gradaufwärts mußt du blicken,
Vom eignen Muth gesittigt und verschönt.
Es kann den Fürsten selber nicht gefallen,
Dies schmeichlerisch demüthige Geschlecht —
Ein offnes Auge! so geziemt es Allen,
Zu Boden sieht das Thier nur und der Knecht. —

So wird's erreicht! Und wenn in künft'gen Tagen
Das stolze Frankreich unsern Rhein begehrt,
Wir werden es mit Lächeln dann ertragen,
Dann ohne Lieder, doch die Hand am Schwert.
Denn dann gelang's, ihn ewig fest zu flechten:
Die goldne Freiheit soll die Fessel sein!
Dann lohnt es sich, bis in den Tod zu fechten,
Dann, deutsch und frei, dann bleibt er unser Rhein!

Die erste Saat.

Hier ist die Stätte, seht! Hier fällten
Den unbetretnen Urwald wir,
Mit unserm Schweiße hier bestellten
Wir das jungfräuliche Revier!
Hier soll die Heimath sich erneuen,
Hier, von Europa wir verbannt,
Wolln wir den ersten Samen streuen
In dieses neue, fremde Land.

Reicht her das Korn — o sei willkommen,
Du unsrer Heimath theure Frucht,
Die wir als Erbschaft mitgenommen,
Als Pfand der Zukunft auf der Flucht!
Als wärs ein Kind, das wir versenken,
So streut dich zögernd unsre Hand,
Und unsre tiefsten Herzen denken
An das geliebte Vaterland.

Als du zuerst empor gewachsen,
Ein grüner Halm aus dunkler Gruft,
Am Elbestrand, im schönen Sachsen,
Da küßte dich die deutsche Luft;

Da schien auf dich, da floß hernieder
Die deutsche Sonne, deutscher Thau,
Und deutscher Lerchen süße Lieder
Begrüßten die geschmückte Au.

Drauf, als die Halme höher rauschten,
Als schon die Frucht im Keime schwoll,
O Gott, da standen wir und lauschten
Wehmüthiger Erwartung voll.
Und als sich wiegten deine Aehren
Gekleidet all in lautres Gold,
O damals, damals, wie viel Zähren
Sind abwärts in den Sand gerollt.

Denn ach! schon suchten die Gedanken
Fern überm Meer ein neues Ziel,
Im Geiste schon sahn wir uns schwanken
Fernhin auf ungewissem Kiel:
Was nützt es, daß geerntet werde,
Was wogt das Korn, was blüht der Wein,
Soll nimmer doch auf deutscher Erde
Der Freiheit theure Saat gedeihn?

Und als man unter Spiel und Scherzen
Das reife Korn in Garben flocht,
Wie hat da schon in Abschiedschmerzen
Der Busen ängstlich uns gepocht!

Die Andern schwangen sich im Tanze,
Da schrie die Fiedel, klang das Horn;
Doch wir, im letzten Abendglanze,
Wir banden schweigend unser Korn. —

Nicht eine Hand voll Erde nahmen
Wir zum Valet von unsrer Flur:
Nur deutsche Frucht, nur deutschen Samen!
Denn Leben bringt Lebendges nur.
Und wie ein Fähnrich seine Fahne
Pflanzt auf des letzten Walles Rand,
So, jenseit nun dem Oceane,
Wird es gepflanzt in fremdes Land.

O du, gesät in guter Stunde,
Du Samen unsers Vaterlands,
Wachs' und gedeih in fremdem Grunde,
In einer andern Sonne Glanz!
Es wird dich keine Lerche grüßen,
Wie du sie einst vernommen hast,
Kein Kranz von Rosen wird versüßen
Des heißen Erntetages Last.

Und doch, wills Gott, so sollst du sprießen
In stolzen Halmen, frei und stark,
Und freie Männer solln genießen
Dein vaterländisch deutsches Mark.

So, während wir an fremdem Strande
Mit Thränen unsre Aussaat weihn,
O möge so im Vaterlande
Der Freiheit theure Frucht gedeihn!

— — — — — —

Im Jahre 1849 ließ Prutz eine neue Sammlung Gedichte erscheinen; leider zeigte dieselbe von nichts weniger als einem Fortschritt des Dichters. Sie ist in hohem Grade inhalts- und werthlos, wäre weit besser unveröffentlicht geblieben, und verdankt ihr Dasein gewiß nicht den Stunden, in welchen sich die göttliche Poesie dem Dichter vermählte. — Dagegen ist Prutz wiederum Dichter in den Dramen, deren er mehrere veröffentlichte. Die bekanntesten von ihnen sind „Moritz von Sachsen“ und „Karl von Bourbon“; ersteres ist auf den deutschen Bühnen mehr oder weniger zur Darstellung gekommen.

Prutz ist als Dramatiker zumeist lyrischer Dichter. Es fehlt seinen Dramen an spannenden Verwick-

lungen und bedeutenden Effecten, dagegen finden wir überall eine sehr schöne, echt poetische Sprache als eine besondere Tugend dieser Dramen. Sie lassen sich zweifelsohne besser lesen, als sehen, und haben in ihrer Eigenschaft als dramatische Gedichte bei'm Leser mehr Erfolg gehabt, als auf der Bühne, wobei übrigens nicht außer Augen zu lassen ist, daß die beiden erwähnten Dramen auch für die Bühne mindestens ebenso gut sind, wie viele andere, mit denen das Publikum abgespeist wird.

Wir theilen hier ein Bruchstück aus „Moritz von Sachsen" mit.

Die Schlacht bei Mühlberg ist geschlagen, der Oheim von Moritz, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, und sein Schwiegervater, Landgraf Philipp von Hessen, sind in der Gewalt des Kaisers; Kaiser Karl V. hat so eben zu Augsburg seinen Bundesgenossen Moritz mit der dem Oheim genommenen Kurwürde belehnt. Der Ehrgeiz des neuen Kurfürsten ist zwar befriedigt, doch sein Gewissen nicht beruhigt, es erschrickt bei einer Andeutung, die ihm sein Kanzler Carlowitz macht. Wir geben diese und die folgenden Scenen hier als Probe, worin der Versuch vom Dichter gemacht ist, den Abfall Moritz von Sachsens von Kaiser Karl zu motiviren. —

Moritz.

. . . .

Allein Du hörst ja nicht — Du kehrst Dich ab?
Was hast Du, sprich?

Carlowitz.

O nichts, mein theurer Fürst,
Ich dachte nur — Verzeiht, wenn es Euch kränkt —

Moritz.

Ich will es, sprich!

Carlowitz.

Ein Nichts, mein gnäd'ger Herr.
Ein bloßer Traum, ein flüchtiges Erinnern,
Das wie ein Dieb, inmitten meiner Freude,
Mich überlief. Versunken, gnäd'ger Herr
In diesen Anblick Eures Glücks, verloren
In Eurer Zukunft blüthenreichen Traum,
War mir's, als ständen zwischen ihm und Euch,
Gleich zween vermummten, warnenden Gestalten,
Die dunkeln Schatten — Eures Schwiegervaters,
Und Eures Oheims, die in Fesseln sind.

Moritz.

Weh mir, 's ist wahr! Ich hätt' es gern vergessen,
Nur Einen Tag, nur eine einz'ge Stunde
Den Nektar meines Glücks in vollem Zug
Rein zu genießen! Doch es darf nicht sein,
Gedenken muß ich der Gefangenen,
Bei Tag, bei Nacht, ich muß ihr Elend schleppen,
Dicht hinter mir, gleich wie ein armer Sklav,
Den man zu Leichen angeschmiedet hat:
Denn meine Ehre steht für sie zum Pfand!
(Einige Schritte auf- und abgehend, dann still stehend.)
Ich weiß es wohl, die Menschen tadeln mich,
Und halten mich für einen Fürstendiener.
Denn sie verstehn nicht die geheimnißvolle
Bewunderung, die meine Seele kettet
An die erlauchten Spuren dieses Kaisers,
Des einz'gen Mannes in so kleiner Zeit!
Nur Eines gäb's, das löste die Bezaubrung —
Doch dieses Eine wird er ja nicht thun. — —
Auch Niemand ahnt, wie mich das Schicksal meiner
Verwandten kränkt, mit welchen Bitten, welchem
Gebeugten Knie ich Seine Majestät
Um ihre Freilassung gebeten. Immer,
Von Tag zu Tag, ward sie mir zugesagt,
Und immer wieder sacht hinausgeschoben.

Jetzt drängt die Zeit; der letzte Kriegesfunken
Ist ausgelöscht, und keinen Grund mehr giebt es
Zu längerer Gefangenschaft. Ich habe
Ein letztes dringendes Gesuch um die
Freilassung meiner fürstlichen Verwandten
Beim Kaiser eingereicht. Es ist vielleicht
Nicht ganz in dem gewohnten Stil, nicht ganz
Verbrämt mit den beliebten Förmlichkeiten
Der Spanischen Kanzlei: allein es ist
Die Sprache meines Herzens. Seine Majestät
Kann sie unmöglich mißverstehn; er weiß
Wie ich ihn liebe: doch er weiß wohl auch,
Daß auch die Liebe ihre Grenzen hat,
Wo sie mit Thränen, aber dennoch, dennoch!
Den Degen bohrt in das geliebte Herz.

(Nach kurzem Auf- und Abwandeln, sich dicht vor Carlowitz stellend, ihn fixirend.)

Hast Du die Schriften wieder durchgelesen,
Die Frankreich uns gesendet?

Carlowitz.

Ja, mein Fürst:
Ich habe sie gelesen und geprüft.

Moritz.

Und Deine Meinung?

Carlowitz.

Daß sie wahrer sind,
Als für den Ruhm des Kaisers wie zum Glück
Des Vaterlands ich wünschen darf und muß.

Moritz.

So sollte wirklich — ?

Carlowitz.

Außer Zweifel ist es
Und wird durch gilt'ge Schriften dargethan,
Daß Seine Majestät im Willen haben,
Die Ordnung dieses Reichs, im Guten oder
Gewaltsam, anzutasten und die Krone,
Entgegen dem einstimmigen Beschluß
Der wahlberufnen Fürsten, seinem Sohn,
Dem spanischen Don Philipp, zu vererben.

Moritz.

Das wolle Gott nicht, daß Don Philipp je
Auf seiner finstern, frühgefurchten Stirn
Die freie Krone dieses Reiches trägt!
Zu einer spanischen Provinz würd' er
Das holde Deutschland machen.

Carlowitz.

Es könnte sein.

Moritz.

Ich will Dir sagen, aber insgeheim:
Ich sprach zum Kaiser neulich, so im Scherz,
Als wär's zum Zeitvertreib, von diesen Dingen,
Und neckte ihn. Er aber sah mich lange
Durchbohrend an, mit eisernem Gesicht;
Dann, mit den Fingern trommelnd, sprach er ruhig
Von etwas Anderem. — Sag', wenn es wäre,
Welch Recht dagegen haben wir, die Fürsten
Des deutschen Reichs?

Carlowitz.

(Mit einer tiefen Verbeugung.)

Sie dürfen protestiren
Und den Protest zu Protokolle geben.

Moritz.

Nein, nein, bei Gott! nicht dazu bin ich Fürst! —
Geh, schreib' an Frankreich, sag' ihm meinen Dank,
Ich bäte sehr, mir Fernres mitzutheilen;
Doch möchte man zu keinem Schluß mich drängen,
Eh' nicht die eigne Ueberzeugung reif.

Inzwischen wollt' ich offne Augen haben.
Geh', schreibe das —
Und — höre Du — noch Eins;
Du könntest auch an Oberst Heideck schreiben,
Daß er mein Heer der Grenze näher führt.
's ist blos, 's ist blos —
(Mit bitterm Lachen.)
nun ja, zum Protokoll. —
Und auch an Albrecht schreib! Das ist ein Mensch,
Verändrungssüchtig, tollkühn, stets bereit,
Zu jedem Ding, für das man ihn bezahlt.
Nun geh', mein Freund, und richt es sorgsam aus,
Und frag' auch nach beim Cardinal Granvella,
Ob noch vom Kaiser kein Bescheid erlassen
Auf mein bewußtes, dringendes Gesuch.
Ade, mein Freund! — —
(Carlowitz ab.)

Zweiter Auftritt.

Moritz allein.

Moritz.
(Den Hut ablegend, erschöpft.)
Da, liege dort! Du hast
Mich doch getäuscht, du sitzst nicht ganz so weich,
Als ich gedacht: erst für die Morgenröthe

Des Glückes hielt ich dich — und nun, o Gott!
Als Dornenkrone drückst du meine Stirn!
(Er geht einige Male auf und ab, dann still stehend.)
Die Zeit ist krank, ich selber kranke mit —
O meine Anna, wärest Du bei mir!
Dein keusches Herz, gleich einer Seherin,
Die in der Zukunft dunklem Grunde liest,
Hat nicht umsonst gezittert, nicht umsonst
Vor diesen finstern Wegen mich gewarnt —
Ich will zu ihr! An ihre reine Brust
Will ich mein Herz, mein unruhvolles, legen,
Will in den Frieden ihres Auges schaun,
Daß er auch mich mit Frieden überthaut —
Ich will zu ihr! Und wie aus Kindermund
Die Wahrheit sich, die ew'ge, offenbart,
So soll auch sie —

Dritter Auftritt.

Moritz. Anna, in Trauerkleidern, aus der Seitenthüre links.

Moritz.

(Sie erblickend.)

Ha! was ist das?! Sie selbst!
Anna, mein Weib! Es ist mein Weib! mein Weib!!
(Eilt auf sie zu, sie zu umarmen.)

Anna.

(Abwehrend, mit tonloser Stimme.)

Zurück von mir! Berühre nicht die Hand,
Die ewig heut sich aus der Deinen löst —

Moritz.

(Ihre beiden Hände haltend, in ihren Anblick versunken.)

O meine Anna, o, ist dies ein Traum,
So laß mich sterben in dem süßen Traum!
Du bist es, ja, das ist Dein holder Mund,
Das ist das Herz, nach dem ich mich gesehnt —
Ja, meine Anna, ganz gewiß! es muß
Noch Engel geben, gute Genien,
Hilfreiche Geister, die mit holdem Flug
In unsrer schwärzsten Stunde uns umwehn,
Und jeder Wunsch und jedes leiseste
Gebet der Seele wird durch sie erhört!
Glaub' mir, mein Weib: ich habe mich unendlich
Nach Dir gesehnt — und o, nun bist Du da!
Ich halte Dich, ich küsse Deinen Mund,
Ich schaue in den Himmel Deines Blicks —

Anna.

Zurück! zurück! Dies ist die Stunde nicht
Zu süßem Liebsgespräch —

Moritz.

Du kehrst Dich ab?
Was hast Du nur? und siehst so ernst, so bleich,
Als wie ein Geist, ein zürnendes Gespenst —

Anna.

Ich komme aus dem Kerker meines Vaters.

Moritz.

O ew'ger Gott! —

Anna.

Siehst Du? Nun schreist Du auf;
Nun weißt Du schon, was mein zerschmettert Herz
Im stummen Abgrund seiner Qual verbirgt:
Denn Dein Gewissen hat es Dir gesagt.

Moritz.

Nicht mein *Gewissen*! Rein ist es, wie Deins;
Doch bohrt Dein Schmerz auch mir in meine Brust:
Und darum klag' ich — und um Andres noch,
Das höchst entsetzlich wäre, höchst entsetzlich — —

Anna.

So hör' mich an! Nur eine kurze Frist
Ist uns verstattet —

Moritz.

Ich versteh' Dich nicht?

Anna.

Verstehst mich nicht? Und bist doch sonst so klug,
Und kannst nicht fassen, daß ein Weib aus ihrem
Herzen die Liebe reißt, wenn ihr Gemahl
Aus seiner Brust die Ehre riß? —

Moritz,

Ha!! — Du bist
Ein Weib, mein Weib: darum verzeih' ich Dir.

Anna.

Ja wohl, verzeih' mir und verzeihe auch
Das andre Alles, was ich sagen muß:
Und wenn vor Schmerz die Seele mir zerbricht,
Und wenn ich sterbe, o verzeih mir's auch —

Moritz.

Genug, mein Weib; schweig jetzt und ruhe Dich
An meiner Brust, in meinen Armen aus —

Anna.

Nein, schweige Du! und denk' an jene Zeit,
Da ich umsonst vor Dir die Hände rang,

Umsonst vor Dir in Thränenbächen schmolz,
Von Deinem Bündniß mit dem Kaiser Dich
Zurückzuhalten! Du vernahmst mich nicht,
Du zogst hinweg — die Rosse wieherten,
Die Speere funkelten im Sonnenlicht —
Ich sah Dir nach, ich wußte, wem es galt!
O Moritz, Moritz, was empfand ich da! —
Da saß ich nun im einsamen Gemach,
Von wüsten Bildern meiner Angst umgaukelt:
Da saß ich nun allein mit meiner Qual,
Und sah im schmerzzerrütteten Gehirn
Den Vater kämpfen mit dem Gatten — —

Moritz.

Still!

Anna.

Ich war unsäglich einsam und verwaist.
Die Menschen mieden mich — trat ich an's Fenster,
So traf ein Spottlied mein erschrecktes Ohr:
Sie nannten Dich den Fürstenknecht und spieen
Bei Deinem Namen aus. — Ich floh zurück.
Ich schämte mich, Dein Weib zu sein —

Moritz.

Weh! weh!!

Anna.

Und endlich kam die Nachricht von der Schlacht
Bei Mühlberg, wo der Kaiser seinen Sieg
Durch Deines Beistands Uebermacht errungen.
Zum Tod verurtheilt war Dein edler Ohm —
O Moritz, Moritz, hätte damals lieber
Das Beil des Henkers über Dir geschwebt!
Er war beglückt, der doch im Elend war,
Ihn priesen sie und bauten ihm Altäre
In ihrer Herzen andachtvollem Grund:
Du warst im Glück, Du triumphirtest — Dich
Verfluchten sie! — Wie oft um Mitternacht
Vom öden Bett bin ich emporgestiegen
Und habe meine Hände aufgehoben
Und habe zum Allmächtigen gefleht,
Daß eine Kugel Dich zerschmetterte — —

Moritz.

O Du hast Recht! Ich wollt', ich wäre todt
Und alle Zweifel endeten! —

Anna.

(Fortfahrend.)

Und wieder
Ein Bote kam, und schluchzend sagt' er mir,
Daß auch mein Vater, überredt durch Dich,

Bethört von Deinem hinterlist'gen Rath,
In die Gefangenschaft des Kaisers sich
Ergeben hätte —

Moritz.

Nein, halt ein! halt ein!
Bei meiner Seelen Seligkeit: ich bin
Unschuldig an dem Schicksal Deines Vaters!
Ich wußte wahrlich keinen andern Rath,
Man täuschte mich, ich sah das nicht voraus —

Anna.

Ich mußte fort, es ließ mir keine Ruh;
Zu meinem Vater zog mich's, nicht zu Dir!
Ich kam zu ihm, ich kaufte mir mit Gold
Den Weg in sein Gefängniß — seine Tochter:
Und kaufte mir mit Gold denselben Weg,
Den Dir Dein Eisen hätte frei gemacht!
Ich kam zu ihm, ich sah ihn —
(Abbrechend, die Hände vor die Augen pressend.)
Still! ganz still!

Moritz.

Nein! rede weiter —

Anna.

Hinter Eisenstäben,
In einem engen, traurigen Gemach,
So nackt, so kahl, kein Bauer wohnt so schlecht,
Auf einer armen, kleinen Schütte Stroh,
An einen Stein das theure Haupt gelehnt —
Da lag der Mann, der mir das Leben gab!
Ein halbzerbrochner Krug stand neben ihm,
Ein Stückchen Brod, so hart, so winzig klein,
Nie seinem Jagdhund gab er es so schlecht!
Lag halb verzehrt in seiner müden Hand.
Er sah mich nicht — ich bog mich über ihn —
Moritz — mein Vater ist recht alt geworden!
Alt! ach so alt! Sein braunes Haar ist weiß,
Welk hängt das Haupt, das er so stattlich sonst
Auf ungebeugtem Nacken trug, sein Auge
Ist strahlenlos, wie ein erloschner Stern,
Und seine volle Stimme wurde hohl,
Ich sage Dir — er geht dem Grabe zu —
Er stirbt —

(Aufschreiend.)

er stirbt!!

Moritz.

Nein, bei dem Gott da droben,
Der meines Herzens tiefste Falten kennt:

Dies ist zu viel! halt ein! dies ist zu viel!
Was? solch Gefängniß einem solchen Mann?
Und so getäuscht bin ich und hintergangen?!

Anna.

Weil er auf Flucht gesonnen hatte, darum
In einen solchen Kerker warf man ihn.

Moritz.

's ist gut, 's ist gut — ich rede mit dem Kaiser,
Dein Vater wird befreit — gleich diese Stunde —
Ich sag' Dir, diese Stunde — oder — oder —
Es wär' entsetzlich — — doch dann muß es sein.

Anna.

Gelobe nichts, ich weiß, wie Du es hältst!
Dies ist vorbei. Und wär' es auch und löste
Der Riegel sich, der ihn gefangen hält:
Er ist doch nicht der Alte, der er war,
Er ist ein schwacher, ein gebrochner Greis,
Dem Du die Wurzel seiner Kraft geknickt.
Ade, leb' wohl! Von meinem Vater haben
Sie mich verbannt, man warf die Thüren zu:
Und jetzt von Dir verbanne ich mich selbst!

Moritz.

Bleib', Anna, bleib'! noch Eine Stunde, Eine!
Der Sand verrinnt —

Anna.

Umsonst! Du rufst umsonst!
Mein Herz hat sich von Deinem Ruf entwöhnt —
(Einen Ring vom Finger ziehend.)
Da nimm den Ring — es thut nicht sanft: nimm hin!
Es ist derselbe kleine goldne Reif,
Den Du mir einst an diese Hand gesteckt —
Derselbe Reif! . . . Ich weiß es noch wie heute,
Es war ein Sonntag, da ich ihn empfing:
Die Glocken läuteten, ich ging im Garten,
Du tratst mich an: ich weiß nicht, was Du sprachst:
Nur daß es süß war, o unendlich süß,
Das weiß ich noch! und zogst mich an Dein Herz
Und stecktest mir den Ring hier an die Hand —
(Auffahrend, ihm den Ring aufdrängend.)
Es ist vorbei! vorbei! und heute wieder
Mit diesem Ringe scheid' ich mich von Dir!

Moritz.

(Sie umschlingend.)
Ich halte Dich — ich lasse Dich nicht los —

Anna.

(Sich seinen Armen sanft entwindend.)

Du läßt mich los! Du hast es schon gethan,
Längst schon von mir hat sich Dein Herz verirrt —
So lebe wohl! Zum letzten Mal, leb' wohl!
Als wärst Du ein Gestorbener und über
Dir schlösse sich der Deckel Deines Sarges —
Noch diesen Kuß — O Moritz! Moritz!
Wie hab' ich Dich geliebt! Mein armes Herz,
Gleichwie mit hunderttausend kleinen Wurzeln
Ein grünes Hälmchen an der Erde hängt,
So hing mein Herz an Deinem! Niemand hätte
Mich Dir geraubt — Du selber hast's gethan.

Moritz.

Nein, fliehe nicht: Mit ungeheuren Dingen
Gehn die Minuten schwanger — fliehe nicht!
Entziehe nicht mir unglücksel'gem Mann
Die holde Sonne Deines Angesichts!
Bleib'! steh mir bei! Ich siege — steh mir bei!

Anna.

(An seiner Brust ruhend.)

Es geht nicht, nein! und wenn ich selbst es wollte,
Ich darf ja nicht! O wohl, es ruht sich sanft,

Unendlich sanft an Deiner lieben Brust —
(Sich losreißend.)
Leb' wohl! Leb' wohl! Denn zwischen Dich und mich,
Gleich einem nächtlich irrenden Gespenst,
Stellt sich das Elend meines Vaters! Will ich
Die Lippe Dir, die schwellende, berühren,
Muß ich gedenken an den Scheidekuß,
Den meines Vaters bleicher Mund mir gab.
Das scheidet uns — Leb' wohl! und möge Gott
Dir gnädig sein!

Moritz.

Wohlan denn! lebe wohl!
Doch nicht für ewig! Eine Stunde kommt,
Da wir uns wiedersehen — lebe wohl!
Den Ring behalt' ich: doch ich lös' ihn aus,
Und sollt' es auch mit meinem Herzblut sein!
Geh' zur Elisabeth von Rochlitz, sag' ihr —
Nein, sag' ihr nichts! Denn Dinge seh' ich kommen,
Die schrein von selber so entsetzlich laut,
Daß Todte selbst aus ihren Gräbern steigen
Und alle Welt ein einzig Schlachtfeld wird!
Leb wohl! Leb wohl! Das Schlachthorn hör' ich tönen:
Dich soll mein Schwert, Dich soll mein Tod versöhnen!
(Er begleitet die Anna bis zur Seitenthüre. Anna ab. Dann zurückkehrend.)

Vierter Auftritt.

Moritz allein; später Carlowitz und Granvella.

Moritz.

Nun Ihr
Allmächtigen, die Ihr in dunklem Schooß
Die erznen Würfel unsers Schicksals mischt,
Nun steht mir bei! Nun etwas muß geschehn —
Vielleicht, vielleicht! es könnte sein — ein Etwas
Vor dem mein Herz, gleich einem scheuen Roß,
Sich schaudernd bäumt. — He, Carlowitz!

(Carlowitz tritt ein.)

Begieb Dich
Sogleich zu Seiner Majestät! Begehre
Antwort auf meine Schrift —

Carlowitz.

Der Cardinal
Granvella bittet um Gehör; vermuthlich
Bringt er die Antwort, welche Ihr begehrt.

Moritz.

Der Cardinal?! O nun, nun faß Dich, Herz!
Nun fällt der Wurf!

(Carlowitz ab. Gleich darauf Granvella, bei dessen Eintritt Moritz sogleich auf ihn zueilt, mit großer Heftigkeit.)

Wie steht's, Herr Cardinal?
Was haben Seine Majestät beschlossen?
Bringt Ihr die Schlüssel des Gefängnisses,
Die ich verlangt —

Granvella.

Ihr seid sehr aufgeregt,
Mein gnäd'ger Herr. Es thut mir leid, daß ich
Nichts Beßres bringe —

Moritz.

Besseres? Wie das?

Granvella.

Es ist ein Nachhall Eurer eignen Worte,
Womit der Kaiser mich belud; es wird Euch
Begreiflich sein, wenn er nicht freundlich klingt.

Moritz.

Es gilt mir gleich, ob freundlich oder nicht!
Wenn Ihr nur die Gefangenen befreit.

Granvella.

Das ist der Punkt, Durchlauchtigster! Der Kaiser
Ist ganz erstaunlich überrascht, daß Ihr
Euch eines solchen Briefes unterfangen;
Er hätte Beßres sich von Euch versehn,
Als daß Ihr ihm mit Diensten solcher Art
Die Huld erwiedert, die er Euch geschenkt:
Das sei die Art nicht, wie man dankbar ist —

Moritz.

Doch meine Ehre —

Granvella.

(Mit einem Lächeln.)

Eure Ehre, Herr? —
Dies ist der Kern des Auftrags: Seine Majestät
Wird die Gefangnen, Eurem Brief zum Trotz,
Nach seinem Will'n befreien oder nicht,
Heut oder morgen, über ein Jahr oder
Auch über zehn: ganz, wie es ihm gefällt —

Moritz.

Sind dies die Worte seiner Majestät? Unmöglich
Hat er Euch dies gesagt —

Granvella.

Doch, gnäd'ger Herr!
Dies und noch mehr. Er sagte, wenn Ihr mir
Gestatten wollt, es Euch zu wiederholen:
Ihr wärt noch viel zu jung, mein theurer Fürst,
Noch viel zu rasch, noch viel zu unerfahren,
Als daß Ihr schon die tiefdurchdachten Pläne
Der kaiserlichen Majestät begreift.
Er räth Euch dru'm, als Kaiser und als Freund,
Daß Ihr noch erst ein wenig warten wollt;
Vielleicht — vorausgesetzt, daß es dem Himmel
Gefällig ist — kann er ein andres Mal,
Falls er Euch fragt, sich Eures Raths bedienen.

Moritz.

Ha, dies ist Hohn! Beim Himmel, dies ist Hohn!
Führt mich zum Kaiser —

Granvella.

Seine Majestät
Haben die Stadt bereits verlassen
Und die Gefangnen mit sich fortgeführt.

Moritz.

Was? ohne Abschied? ohne Audienz?
Ich bitt' Euch —

Granvella.

Was befiehlt mein gnäd'ger Herr?

Moritz.

Sagt mir im Ernst! ist dies der ganze Auftrag,
Die ganze Antwort Seiner Majestät?

Granvella.

Die ganze? Nein! Es mangelt etwas noch:
Ihr möchtet Euch erinnern, bittet er,
An den zweideut'gen Ursprung Eures Glücks:
Gehorsam war es, der Euch groß gemacht;
Doch Ungehorsam, sagt man, mache klein!

Moritz.

Ha, Pest und Tod! Was soll mir dies? Bin ich
Nicht Fürst des Reichs? Was? Kennt Ihr diesen Hut?!

Granvella.

Wie sollt ich nicht? Ihr seid ja auch wohl nicht
Mit ihm geboren, mein durchlaucht'ger Herr:
Und überdies, so werden Zeiten kommen,
Wo solche Hüte etwas billig werden
Und Euer Hut nicht mehr als andre gilt.

Moritz.

So? werden sie? Vermuthlich wohl, wenn Philipp
Die deutsche Krone trägt?

Granvella.

Es könnte sein;
Doch bin ich nicht in Alles eingeweiht,
Und nur der Himmel kennt das Künftige —

Moritz.

Ja wohl, der Himmel — und das Künftige.
Das Künftige!! — — 's ist gut, Ihr könnt jetzt geh'n —

Granvella.

Gott segne Euch und alle Heiligen,
An die Ihr zwar nicht glaubt, mein gnäd'ger Herr!
(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Moritz allein. Gleich darauf Carlowitz, der während des vorigen Gespräches ab und zu im Hintergrunde erschienen ist.

Moritz.

Gott segne Euch! — Gott oder Satanas!
(Zu Carlowitz, der sich aus dem Hintergrunde nähert.)

O Carlowitz, man treibt sein Spiel mit mir!
Was? weiter nichts? Und Alles war umsonst,
Was aus den tiefsten Quellen meiner Seele
Ich ausgeströmt gleich einer Thränenfluth?
Hast Du's gehört? — O in der That, man treibt
Sein Spiel mit mir! —

Carlowitz.

Mein theurer Fürst —

Moritz.

Allein
Sie irren sich — ich sage Dir, sie irren!
Ich bin der Mann nicht, welcher dies erträgt
Und nur allein mit Tinte protestirt —
Blut! Blut, wie Oel! Das sänftige mein Herz!

Carlowitz.

Faßt Euch, mein Fürst —

Moritz.

's ist gut, ich bin gefaßt.
Laß satteln, Augenblicks. Ein Abgrund muß
Ausdehnen jetzt sich zwischen Karl und mir —
Und Leichen nur, nichts Andres, füllt ihn aus!

Carlowitz.

So wollt Ihr wirklich —?

Moritz.

Was ich muß.

Carlowitz.

Ihr wollt?

Moritz.

Was meine Ehre, was mein Vaterland,
Das man zur spanischen Provinz will machen,
Und die gekränkten Rechte meines Bluts
Gebietrisch, unvermeidbar mir befehlen.
Er hat mich lang genug getäuscht, wohlan!
So täusch' ich ihn. Ich reise jetzt. Du selber
Mußt nach Paris — o pfui! Dies Eine nur,
Dies thut mir leid, daß ich zur deutschen Sache,
Zur köstlichen, der Rettung meines Landes
Und meines Rechts, den Fremdling brauchen muß!
Was ist der Preis?

Carlowitz.

Drei Perlen deutschen Reichs,
Die alten Städte Toul, Verdun und Metz,
Sollt Ihr abtreten —

Moritz.

Aber doch wohl nur
Auf dem Papier? Bin ich mit Karl erst fertig,
Dann meine Herrn Franzosen, kommt's an Euch!
Und sterb' ich eh', und hindert mich der Tod,
Nun denn, so lass' ich künftigen Geschlechtern
Die heil'ge Pflicht, die unauflösbare,
In bessern Zeiten wieder einzubringen,
Was ich von Deutschland, Deutschland zu erretten,
Jetzt in die Schanze blindlings schlagen muß:
Und mehr ist Freiheit, als ein Fetzen Land!

Carlowitz.

Ich bin bereit —

Moritz.

(Im Abgehen sich plötzlich umwendend, langsam bis in den Vordergrund gehend, mit innigem Schmerz.)

O Karl! O Karl! Mein Kaiser!
Held meiner Jugend, Sonne meines Glücks —

(Sein Herz niederpressend.)

Nein, zucke nicht! Du mußt ihn lassen, fort!
Ich reiß' ihn aus — ich werf' auch ihn, auch ihn
Auf unsrer Zukunft flammenden Altar!

Carlowitz.

So eilt, mein Fürst. Die Stunden sind gezählt,
Ein Werk, wie Eures, braucht der Schnelligkeit.

Moritz.

Es war das Letzte, so! — Nun ist es gut,
Nun nimm mich hin, mein Vaterland! Schiffbrüchig,
Verarmt an Liebe, meiner Ehre baar,
Des besten Freundes durch mich selbst beraubt:
So nimm mich hin! Die alten Sterne sinken,
Ein neuer steigt, ein flammender Komet,
An meinem Himmel fürchterlich empor —
Aus blut'ger Erde keimt die junge Saat:

(Das Schwert ziehend.)

Sonne der Freiheit, leuchte meinem Pfad!

— — — — — —

Zunächst hat Prutz seine Bedeutung als Dichter des Weitern in seinen Romanen niedergelegt. Auf diesem Gebiet hat er eine Novelle „Die Schwägerin",

und zwei Romane, „Das Engelchen" in drei Bänden und „Felix" in zwei Bänden veröffentlicht; außerdem noch einige kleinere gleich zu erwähnende Sachen.

Die genannte Novelle ist gerade nicht von großer Bedeutung, um so mehr indeß der dreibändige Roman „Das Engelchen". Hier hat der Verfasser sich verschiedene Aufgaben gestellt, und sie alle gleich glücklich gelöst. „Das Engelchen" ist ein socialer Roman, wenn man das Wort social richtig versteht, und ist unbedingt zu den besten deutschen Romanen aller Zeit zu rechnen. Wer von unsern Lesern ihn noch nicht kennen sollte, dem empfehlen wir dieses vortreffliche Buch ganz besonders.

Aus den genannten Romanen ein Bruchstück abzudrucken, war nicht gut möglich, das Ganze ist zu glücklich in einander verwebt, als daß sich ein einzelnes Theilchen zweckmäßig herauslösen ließe; wir geben deßhalb hier eine Novelle, „Der Heizer vom Aetna", als Probe, welche der Verfasser u. A. in den „Kleinen Schriften" abdrucken ließ, die 1847 im Verlage von Garcke in Merseburg erschienen.

Der Heizer vom Aetna.

Erzählung.

Was die Schweiz wäre ohne ihre Berge? Närrische Frage, nicht wahr? — Aber auch was wäre sie ohne ihre Seen? Ohne diese köstlichen krystallenen Spiegel, die alle Wunder der Erde verschönernd wiedermalen, ja die dem Himmel über ihnen einen zweiten, tieferen entgegenwölben!? — Was das Auge im Antlitz des Menschen, das ist das Wasser in der Landschaft: die Pforte der Seele, der ewig bewegliche, ewig zuckende Nerv, der Quell und Brunnen alles Lebens. Wie der Geist des Menschen uns anspricht aus diesem feuchten Blau des Auges, aus diesem schwimmenden Glanz der Blicke, so auch aus der feuchten Bläue des Wassers, aus dem flüssigen

Krystall der Wogen richtet der Geist der Natur, der Genius der Landschaft gleichsam sein Auge auf uns und spricht uns an mit verständigen, beseelten Blicken. Da ist kein Antlitz so schön, keine Form so edel, keine Farbe so lieblich — nimm ihm das Auge: und es ist todt, leblos, ohne Reiz, gebrochen die magisch fesselnde Gewalt, welche Seele zu Seele, Herz zum Herzen zieht, ein bloßes Bruchstück, bloße Trümmer der Schönheit! — Und ebenso die reichste Landschaft, mit den kühnsten Umrissen des Gebirgs, mit der feierlichsten Pracht der Wälder, dem üppigsten Segen der Flur — aber ohne Wasser, ohne den fernen Saum des Meeres, ohne den Silberfaden eines Stromes, ja ohne ein Wässerchen — es ist so klein, so unscheinbar, du siehst es gar nicht, du hörst es nur, wie es leise hervorsickert unter dem Stein, tropfenweis, einförmig murmelnd, und die Binsen am Ufer neigen sich, leise, unmerkbar, wie die kleine Welle an ihnen vorüberschleicht . . . die reichste Landschaft, sag' ich, ohne diesen Zauber des Wassers, was wäre sie?! — Das eben macht die Landschaften der Schweiz so schön, das verhütet, daß sie jemals einförmig oder ermüdend werden, daß überall hier, zwischen Fels und Flur und Wiese, zwischen Stadt und Dorf, zwischen Berg und Thal, bis mitten hinein in die majestätischen Schauer der Alpenwelt, das Wasser,

das heilige, seine leuchtend lebendigen Arme dazwischen rankt, daß überall das Auge der Natur uns offen anlacht — vom glitzernden Bächlein, das heimlich, flüchtig hervorgeschossen kommt aus Eis und Schnee, bis zu der erhabenen Pracht des Wasserfalls — vom stillen, felsumschlossenen Alpensee, in dessen eisklaren Fluthen die Gletscher ihre ewigen Häupter baden, bis zur lachenden Anmuth des Bodensees oder der erhabenen, ernsten Schönheit des Genfer oder bis hinüber auf die andere Seite, zu den hesperischen Inseln, den Orangenhainen und schwimmenden Palästen des Lago Maggiore! —

An einem dieser Seen, gleichviel an welchem, der Name thut nichts zur Sache; auch entsinne ich mich nicht mehr, in welchem Jahr: nur daß es um die Zeit war, als die ersten Dampfschiffe die Seen der Schweiz befuhren . . . .

An einem dieser Seen, im Sommer des Jahres 18**, jeden Morgen und jeden Abend, so oft eine gewisse Glocke über das Wasser klang, konnte man an den Ufern des Sees eine seltsame Lebendigkeit gewahr werden. Ich rede nicht von den eleganten Kaleschen, den schwerbepackten Reisewagen, welche, sobald die Glocke hörbar ward, mit verdoppelter Eile thalabwärts, dem See entgegenrasselten: das ist ein Anblick, wie er auf jeder etwas lebhaften Heerstraße alle

Tage zu sehen ist, geschweige denn in der Schweiz, dieser allgemeinen Heerstraße aller Nationen.

Nein: aber auch aus Flecken und Weilern, aus Häusern und Hütten kam eine neugierige Menge gelaufen, barfuß, in Lumpen, und starrten alle mit offnen Augen hinunter auf den See. — Wo zwei Leute im Felde arbeiteten und hörten die Glocke sich dem Ufer nähern, da riefen sie sich an und ruhten einen Augenblick aus, auf den Spaten gestützt. — Oder wo sie zu weit von einander waren, um sich mit der Stimme zu erreichen, da winkten sie einander und deuteten mit Geberden, Geberden der Neugier, des Staunens, der Angst! hinabwärts, von wannen die Glocke klang. Ja schon lange, wenn sie verstummt war, schauten sie noch immer nach dem See und machten einander Zeichen in der Luft, und dann gingen sie brummend, kopfschüttelnd, an die verlassene Arbeit zurück. —

Nämlich, daß ich Eure Neugier nicht unnöthig in Spannung setze: es war eine ganz gemeine, ganz alltägliche Glocke, eine Glocke, wie Ihr sie ohne Zweifel unzählige Male vernommen habt und habt nichts dabei gedacht und nichts empfunden, es sei denn im Allgemeinen eine instinctmäßige Reflexion, wie herrlich weit der Mensch es doch gebracht und wie das Reisen doch alle Tage so viel bequemer und

billiger werde — mit Einem Worte: die Glocke des Dampfschiffs, welches seit einigen Tagen diesen See befuhr — zum großen Ergötzen der Fremden und Vornehmen, die nicht Rühmens genug machen konnten, wie vortrefflich diese neue Erfindung sei und wie bequem jetzt, aus der Kajüte des Dampfschiffes zu einem Glase Portwein oder einem gebratenen Huhn, die malerische Schönheit dieser Ufer sich betrachten lasse.

Für diese also zum größten Ergötzen; dagegen für die Anderen, für das „gemeine Volk", die „Leute vom Lande", zu noch viel größerem Entsetzen! Ein Schiff ohne Ruder und Segel, ein Schiff auf Rädern, das vorwärts und rückwärts fuhr und rechts und links, wie ein Pfeil, getrieben von unsichtbarer Gewalt, und einen Schornstein hatte es, ordentlich wie ein Haus, der spie Rauch und Flammen. —

Aber das konnte ja unmöglich mit rechten Dingen zugehen! so etwas war ja gar nicht denkbar ohne Hexerei und Teufelswerk!

Aetna hieß das Schiff: ein guter Name! ein passender Name! Denn war es nicht selbst gleich einem schwimmenden Vulkan? Und wenn die Räder sich bewegten und um sich griffen, gleich riesenhaften Händen — und der Schlot stöhnte und ächzte und stieß den Athem von sich in ungeheuren Rauchsäu-

len — und aus dem Innern des Schiffs, da klang ein Knarren und Dröhnen, ein Ringen und Kämpfen, ein Schlagen und Stoßen — und das Wasser schäumte und die eisernen Rippen des Schiffes zitterten, und mitunter — o es war entsetzlich anzuhören! klang ein Schrei, ein gellender, kreischender, aus dem Bauch des Ungethüms und gleich darauf wallte der Dampf dicker, schwärzlicher, in wälzenden Massen, gleich schwarzen Strömen Blutes — wer, in der That, der dies Alles zum ersten Male sah, konnte sich des Gedankens erwehren, als ob hier ein Riese gefesselt läge, ein neuer Enceladus, vergebens in seine Ketten knirschend? —

Und das war auch so etwa die Ansicht des „gemeinen Mannes", nur daß er sie nicht so hübsch mythologisch ausdrücken konnte. Auch war ein Meinungsstreit darüber, ob es der Teufel schlechthin oder irgend ein besonderer Dämon, ein verwunschener Geist oder dergleichen wäre, was in dem Fahrzeug steckte. Der Herr Pfarrer schien sich der letztern Ansicht zuzuneigen; er sprach hin und wieder und sogar eines Sonntags predigte er von der Kanzel, das sei derselbe Geist, der in dem Dampfschiff stecke, der auch übrigens als Geist der Neuerung und der Aufklärung die Welt durchziehe und selbst die friedlichen Thäler der Schweiz lasse er nicht mehr unbesucht,

ein verruchter, ein höllischer Geist, ein Geist des Verderbens und des Untergangs, vor dem jeder brave Christ, und jeder „frumme Schwitzer" zumal, sich mehr fürchten müsse, als vor dem Leibhaftigen in Person. Die armen Leute verstanden das zwar nicht ganz; der Schulmeister indessen erklärte es ihnen: Geist oder nicht, es sei allemal dasselbe, nämlich der Teufel, der ihre Seelen haben wolle, — und kurz und gut, wer mit dem Satansding, dem Dampfschiff, fahre, der fahre ohne Rettung geradwegs in die Hölle.

Doch war dies Alles nicht hinreichend, die Neugier an dem räthselhaften Schiff zu schwächen, im Gegentheil, es vermehrte sie nur noch: und daher überall, sobald das Dampfschiff sich näherte, auf Wegen und Stegen, drängte sich das Volk zusammen und machte lange Hälse und sah dem Mirakel mit neugierig bangen Blicken verwundert nach.

Am Lebhaftesten war dies Treiben Abends, in dem Flecken, wo das Schiff anlegte, um in nächster Frühe seine Fahrten aufs Neue zu beginnen. Sowie die Glocke sich hören ließ (und unter uns gesagt, trotz aller Angst und Furcht, wurde auf keine Kirchglocke nur halb so erwartungsvoll gelauscht) —: das Dampfschiff kommt! das Dampfschiff kommt! ging es

wie ein Lauffeuer durch die Gassen und Groß und Klein und Alt und Jung drängte sich, in der schönen Feierabendkühle, neugierig am Ufer zusammen. — Das Städtchen hatte bis dahin so ziemlich, wie man zu sagen pflegt, außerhalb der Welt gelegen. Die große Straße ging jenseit des Sees, ohne es zu berühren; jene Fluth von Reisenden, die sich alljährlich über die Schweiz ergießt, ihr zum Dank ihr Gold, aber auch ihre Bedürfnisse, ihre Verweichlichung, ihre Laster zurücklassend, war bisher unbemerkt an ihm vorübergerauscht: es war so arm wie unbekannt geblieben. — Jetzt wurde das anders. Allabendlich, wie das Dampfschiff landete — alletausend, da gab es ein Gedränge! Da wurden Pferde aus- und eingeschifft, Wagen ans Land geschoben, Koffer und Kasten getragen; es war ein Schreien, Drängen, Stoßen; hier rief Einer — und dort — und dort, Jeder in einer andern Sprache; Schleier wehten, Mäntel flatterten, köstliche Stoffe glänzten — und mitten aus diesem Gewirre die schwarze Rauchsäule, ausathmend, zischend, gen Himmel fahrend — und die Räder, noch triefend von Schaum, gleich als wär' es Schweiß, den sie vergossen — und über Alles hingelagert diese eigenthümliche Atmosphäre von Steinkohlen und Fett und Dampf und der Geruch des Tauwerks und des Harzes —

Ach! da fühlte Mancher von denen, die hier umherstanden, armes Gesindel, in Lumpen und Fetzen, das Herz rascher klopfen — weshalb? Sie wußten es selbst nicht recht: vor Erwartung, vor Furcht, vor Neugier, vor diesen stolzen, herrischen Gesichtern, die dem Schiff entstiegen, vor dem Rauschen dieser seidenen Gewänder, vor dem Wehen dieser Schleier, dem Stampfen dieser Rosse, dem Rollen dieser Wagen — und wie das Alles wenige Minuten später verflogen war, gleich einem bunten Traume, und sie standen wieder in der öden Nacht, Bettler bei Bettlern, und das Schiff vor ihnen, ganz stumm, ganz athemlos, lag still auf dem Wasser und nur der Nachtwind spielte mit den losen Tauen. — Und dann schlichen sie in ihre Hütten, so leis, so heimlich, als hätten sie etwas Böses gethan, und erzählten einander mit gedämpfter Stimme vor dem Einschlafen auf der Strohschütte von den Herrlichkeiten, die sie gesehen, und von dem spukhaften Schiff, das die Fremden über den See bringe, ganz von selbst, aus allen Ecken der Welt, selbst von daher, wo es (aber das war nun gewiß gelogen) gar keine Berge geben sollte, sondern das Land wäre platt wie ein Kirmesfladen und auch so fett. Von dem fetten Kirmesfladen kamen sie dann regelmäßig auf den Franzosen, der das neue große Schloß (es war indeß nur ein Gast-

hof) am Ufer gebaut, wo alle die fremden Herrschaften Einkehr nahmen; da hatte Einer in's Fenster geguckt beim Vorübergehen, der erzählte, wie das innen glitzere und glänze, und ein Anderer konnte nicht Wunder genug beschreiben von dem Herrn mit dem rothen Rock und den goldnen Epauletten, der Abends an der Thüre stände (er meinte den Portier) und der gewiß nichts Geringeres sei als ein fremdländischer Prinz. Und darüber wurden sie noch einmal ganz munter und setzten sich aufrecht und fochten eifrig mit den Händen: es sei doch ein rechter Jammer, daß sie so arme Teufel wären, wenn sie nur Geld hätten, sie wollten es den Leuten wohl zeigen und frisches Fleisch wollten sie essen, alle Wochen zweimal. Und unter solchen Bildern schliefen sie denn endlich ein und träumten von Kirmesfladen und rothen Röcken und wühlten in Gold, ganzen Haufen Gold —! bis der Morgen kam und der erste Hahnenschrei sie wieder hinaustrieb in den Stall, auf's Feld, zum Taglohn — und Einige hatten auch gar nichts zu thun, die hätten können liegen bleiben und schlafen, sie hätten nichts versäumt, — nicht einmal das Frühstück.

Zwei aber schliefen nicht: die wandelten noch lange, wenn schon alle Uebrigen sich verlaufen hatten, das Ufer entlang, Arm in Arm, und hörten die

Wellen plätschern und sahen die Sterne funkeln, zweifach, über und unter sich, und wenn sie einander in's Auge schauten, da war es, als ob sie die Sterne gar zum drittenmal sähen, sich spiegelnd einer im andern, in unendlicher Wiederholung — der Seppi mit dem Mareieli.

Wer der Seppi war? Je nun, weil da eben die Rede gewesen von Wellen und Sternen und von einem Liebespaar, das Nachts am Ufer wandelt, da sollt' ich es Euch wohl lieber nicht sagen oder wenigstens nicht so grad heraus. Denn Ihr werdet mich auslachen: ein bloßer Knecht, ein Taglöhner, und ein armes Diandl, das um Lohn dient auf dem Hof und in der Küche — es ist unanständig und ein unziemlicher Uebergriff in die Vorrechte der höheren Klassen, wenn die im Mondschein gehen wollen, nicht wahr? Und arme Leute, wenn sie des Tags gearbeitet haben, sollen sie Nachts schlafen, sonst sind sie morgen faul und versäumen unsre Arbeit? Und wer sich nicht gutwillig fügen will, dem soll die Polizei es verbieten, ja?

Wenn eine ordentliche Polizei im Ort gewesen wäre, ganz gewiß. Allein ich sagte Euch schon: es war noch ein völlig obscurer, uncultivirter Flecken; es gab da noch keine Taschendiebe (ausgenommen, wenn welche durchreisten: und die fuhren alle gleich

mit Extrapost weiter) und keine Spione; man konnte da noch spazieren gehn, allein und zu Zweien, bei Tag und bei Nacht, am Ufer und auf den Bergen, es kümmerte sich kein Mensch darum.

Auch um den Seppi und das Mareieli kümmerte sich Niemand. Aber hätte nur! Es wäre ihnen wohl lieber gewesen; ja sie hätten gewiß nicht böse gesehen, wär' Einer gekommen und hätte gesagt: „was wollt Ihr da spazieren laufen des Nachts am See? Ihr müßt ja müde sein alle Beide! Du, Mareieli, hast am Waschtrog gestanden von Sonnenaufgang bis in die dunkle Nacht, und der Seppi hat Steine gefahren aus dem Bruch den geschlagenen Tag über: kommt herein, ruht Euch aus! hier ist ein Häuschen, eine Kammer, ein Bett — genirt Euch nicht! tretet ein! es ist Euer!"

Allein da lag es: der Seppi war arm wie eine Kirchenmaus und das Mareieli noch ein klein Bischen ärmer. Sie hatten Beide nicht, wo sie bleiben konnten; von all der schönen Gotteserde war auch nicht das allerkleinste Fleckchen, das ihnen war; selbst der Stall, wo sie schliefen, selbst die Decke, in die sie sich wickelten, gehörte ihren Brodherrn. — Seppi war Knecht beim Großbauern draußen am See, ein Viertel Wegs vom Flecken. Das Mareieli aber diente in der Stadt bei der Schulzenswittib. Das

war eine gar reiche Frau, und nicht blos eine reiche, sondern auch eine gar fromme: die hielt ihren Hof wie ein Kloster, und wenn ein Mädel einen Liebsten hatte, und wenn es ihr Verlobter war und in acht Tagen sollte die Heirath sein, auf den Hof durft' er doch nicht kommen. Denn warum? sagte die Schulzenswittib: „das gemeine Volk ist so sehr zu Liederlichkeiten geneigt, das muß man kurz halten. Was ich nicht weiß, das macht mich nicht heiß; aber auf meinen Hof, da soll mir Keiner kommen, da bin ich verantwortlich. Lieber mögen die Mädel des Nachts auslaufen; wenn sie die Kerle in's Haus ziehen, das giebt nur Dieberei, und wer es nicht gefällt, die kann ja wegziehen." —

Und so kamen sie einander entgegen des Abends, wo das Dampfschiff landete; die Glocke, die über den See klang, die Nähe des Schiffes zu verkünden, für sie war sie zugleich eine Feierglocke, die sie einlud zum Gottesdienst der Herzen: wenn die Nacht dämmerte, begann ihr Tag.

Da standen sie dann, mitten im Gewühl; sie hatten einander bei der Hand gefaßt, wie die Kinder: und Kinderaugen, große, neugierige, verwunderte Augen, waren es auch, mit denen sie das Geräusch und den Lärm und die fremden Gestalten um sich her betrachteten. — Seltsam! Sie waren fromm,

alle Beide, und jedes Wort, das der Herr Pfarrer sagte, daran glaubten sie. Aber nur, daß das Dampfschiff ein Werk des Teufels sei und wer damit fahre, das seien Alles Teufelskinder und müßten in der Hölle brennen ewiglich — das glaubten sie doch nicht: darum, weil sie so viel fröhliche Menschen aus dem Schiffe steigen sahen, junge Damen und Herren, die führten einander beim Arm und liebäugelten. —

Ei ja! das mußte wohl eine Lust sein, so Arm in Arm mit der Liebsten durch die Welt zu fahren, über die Seen und über die Berge, zu Schiff und zu Roß, immer fort, immer weiter, und keine Sorgen und nichts zu schaffen, als blos immer vergnügt zu sein und die liebe Gotteswelt in sich aufzunehmen mit offnen Augen und frischen Herzen . . Um diesen Preis, meinte das Mareieli, wolle sie es schon wagen mit dem Dampfschiff, es werde nicht gleich an's Leben gehen; was Liebesleute mitsammen thäten, das könne nichts Böses sein, und wenn halt nur ihr Seppi dabei wäre — allen Respect vor dem Herrn Pfarrer: aber mit dem Seppi wolle sie fahren, wie weit es sei, bis an der Welt Ende — und sogar auch mit dem Dampfschiff.

Und da wandelten sie noch lange auf und ab, in der linden Nacht, wenn die Andern alle schon längst zur Ruhe waren, und bauten Luftschlösser und

schöne, goldne Träume, bis daß die Mitternacht kam und sie von einander scheuchte. Denn sie mußten wach sein, alle Tage, früh mit der Sonne, und wohl auch noch ehe.

Aber der Seppi hatte so sein Plänchen.

Und eines Tags, siehe da, kommt er auf den Hof marschirt, wo das Mareieli dient, ganz strack, als müsse es so sein. Die Wittib zog ein böses Gesicht und wollte belfern: indeß wie sie ihn genauer ansah, da mußte sie lachen. Und darüber vergaß sie ihren Aerger und rief selbst das Mareieli: es sei wohl ihr Schatz da, sie möchte ihn sich einmal ansehn, unter dem Thorweg, für diesmal. Und damit ging sie hinein.

Aber wie das Mareieli kam und sah den Seppi, da lachte sie nicht; sie wurde ganz blaß und faßte ihn bei der Hand, ob er es auch wäre. Wiewohl im Grunde, so sah er wohl zum Lachen aus. Er hatte ein ganz schwarzes Gesicht und rußige Hände, wie ein Mohr oder wenigstens wie ein Kohlenbrenner.

Und so etwas der Art war es denn auch. Es sei ihm lang durch den Kopf gegangen, sagte er, wie daß sie beide so arm seien und hätten gar Niemand auf der weiten Welt —

Ei doch, meinte das Mareieli, seine Mutter. — Er hatte nämlich noch eine alte siebzigjährige Mutter

am Leben; die war halb blind, und das Bischen Garn, das sie spann mit ihren alten, steifen Händen, das hätte nicht ausgereicht, ihr das Leben zu fristen von einem Tag zum andern. Und da hatte der Seppi sie zu einem Häusler gethan, dem gab er von seinem kargen Lohn, daß sie mit dem Häusler in der Stube wohnen durfte und wurde gepflegt, so gut arme Leute einander pflegen können. — Und an die erinnerte ihn das Mareieli.

„Ah wohl", sagte der Seppi: „ein Gotts liebes Mutterle!" Und dabei lacht' er über's ganze Gesicht. Denn er hatte die alte Mutter sehr lieb und es war ihm noch nie in den Sinn gekommen, wie viel Last er weniger habe, wenn sie todt wäre. Die alte Mutter dachte es oft; allein sie wagte nicht, es laut werden zu lassen, weil sie wußte, daß es den Seppi kränke.

Und darum freut' er sich nun auch so sehr und lachte über's ganze Gesicht, da das Mareieli so gut von seiner Mutter sprach. Allein das sei nun doch nicht so, fuhr er dann fort: er habe gemeint, wie sie gar so arm seien und Niemand hätten, der sich ihrer annähme und ihnen ein Bischen zur Hilfe wäre. Und der Lohn als Knecht sei auch schmal und wer sich von dem ersparen solle, der müsse früh anfangen und sich gut dazu halten; und wenn er zehn Jahre

gespart hätte, dann wär' es auch noch nichts. Das könne nicht so fort gehen; sie würden alt und grau darüber, alle Beide, und kämen nie zu etwas Eignem. Darum habe er sich kurz entschlossen und sie möchte ihn nur mal genau ansehen, da würde sie es schon merken: bei dem Knechtsleben käme nun einmal nichts heraus; wer etwas gewinnen wolle, der müsse auch etwas wagen — und also, mit Einem Wort: er sei in Dienst getreten auf dem Dampfschiff.

Auf dem Dampfschiff! — Das Mädchen war, wie unsre Leser bereits wissen, nicht eben die Furchtsamste; sogar sie hatte sich selbst manch liebes Mal gesehnt, den Bord des geheimnißvollen, zauberhaften Fahrzeugs zu betreten. Dennoch jetzt, indem sie hörte, daß ihr Liebster sich in den Dienst dieses Schiffes verdingt, konnte sie sich eines heimlichen Schreckens nicht erwehren; sie hörte das Rasseln der Räder, das Aechzen der Maschine, sie sah das Schiff um sich greifen mit gespenstigen, riesenhaften Armen — —

Inzwischen der Seppi ließ sie gar nicht zu Worte kommen, so voll Freude war er. Ein wahres Herrenleben sei es auf dem Schiff; er wünsche keinem Menschen was Böses, und Gott behüte, daß er sich über eines Andern Unglück freuen solle. Aber daß den alten Heizer der Schlag gerührt, von wegen dem vielen Branntwein, den er getrunken, und daß der

Schiffsherr sich verschworen, er wolle ganz gewiß keinen Alten wieder nehmen, die würden blos duselig von der Hitze und da, um sich wieder munter zu machen, tränken sie Schnaps, wie nichts Gutes, sondern einen frischen jungen Kerl, der Knochen zuzusetzen hätte — und daß auf die Art, durch Laufen und Betteln, und weil er es einen Batzen billiger thäte als die Andern, der schöne Posten an ihn gekommen sei — das könne er nun nicht läugnen, das freue ihn doch, und nun würd' es gewiß noch gut werden mit ihm und dem Mareieli. Das sei was Anders als immer draußen liegen beim Vieh Tag und Nacht, und sich herumstoßen lassen als Knecht, von einem Taglohn zum andern, Zeit seines Lebens, und niemals etwas Gescheidtes werden. Hier habe er nichts zu thun den ganzen Tag, als blos vor dem Ofen sitzen und ein Bischen Acht geben auf's Feuer. Kohlen tragen müsse er auch, das mache ein Bischen schwarz, es sei richtig; aber du mein Himmel, für was müsse doch auch was sein — „Und denke nur, Mareieli, ich kriege drei Mal so viel wie als Knecht, und Trinkgelder, sagt der Maschinenmeister, giebt's auch bei jeder Fahrt — das heißt jetzt noch nicht: aber doch in Zukunft, wenn ich auch einmal erst Maschinenmeister bin . . ." Und so schwatzte er fort in der Freude seines Herzens und berechnete auf

Batzen und Heller, was er die Woche über verdiene — und so viel für sein Mutterle und so viel für das Mareieli — und das Viertelche Wein im Wirthshaus und den Kreuzer für die Musik des Sonntags beim Tanz, den spare er jetzt auch — warum? Weil er nicht vom Schiff dürfe, keinen Tag der Woche, und da wär' es mit dem Tanzen halt nichts mehr.

Mit diesem Letzteren war nun zwar das Mareieli durchaus nicht einverstanden; wenn sie Sonntags nicht mehr tanzen könne, so wolle sie nur auch gar nicht mehr leben. — Das ist so der allgemeine Grundsatz der armen Leute, ein sehr verderblicher Grundsatz, meint Ihr? und nun sei es Euch auch ganz begreiflich, woher die viele Armuth komme und das sei blos von der vielen Liederlichkeit, weiter nichts? Nun, wir wollen nicht darüber streiten, wir wollen es machen, wie der Seppi. Der ließ auch die Frage in der Schwebe; Tanzen des Sonntags, ei ja, das sei was Schönes und wie das Mareieli tanze, da schwämm' es ihm allemal vor den Augen, schon vom bloßen Zusehen. Und wenn sie sich nur erst was Feines gespart hätten, und hätten das Aufgebot bezahlt beim Herrn Pfarrer, da wollten sie auch tanzen auf ihrer Hochzeit, gelt? — Wie jedoch das Mareieli sich noch immer nicht geben wollte und klagt' und weinte, was das für ein häßliches Leben,

und wenn er so schwarz aussähe, da könne sie ihn nur gar nicht leiden — topp, da setzte der Seppi auch seinen Kopf auf und ward unwirsch und schwur, das hätte er sich wohl gedacht und das Mareieli habe im Grunde ganz Recht, aber es wär' nur nicht hübsch, daß sie es ihm so sagte. Was denn solch ein armer Bue anfangen solle, wie er? Er müsse ja froh sein, nur noch eine sichere Arbeit zu haben. Wer auf dem Lande nichts hätte, der müsse auf's Wasser gehen, das sei ja ganz natürlich; es hätte ihm schon geträumt, er ständ' am Wasser und holte einen Todtenkopf heraus, das bedeute Geld.

Und da hatte dem Mareieli gleichfalls etwas geträumt, das mußte sie ihm auch erzählen. Und so, wie ein Wort das andre gab und ein Kuß den andern, wurden sie wieder gut zusammen. Und das Mareieli lobte ihn und sagt', er wäre ein braver Kerl, das hätte kein Andrer für sie gethan! Und sie wollte auch fleißig nach seinem Mutterle sehen, daß es ihm gut ginge, und Abends, wenn das Dampfschiff käme mit dem Seppi, da wolle sie gewiß nie fehlen und ihm zunicken, wenn's weiter nichts wäre.

Und das war nun gut.

Der Seppi aber ging auf's Dampfschiff und wurde Heizer. Es war ganz so, wie er gesagt hatte: den

ganzen Tag vor dem Ofen sitzen und Acht geben auf's Feuer, weiter nichts — eine Kinderarbeit, nicht wahr? und es ist wahrhaft Sünd' und Schande, daß ein erwachsener Mann sich dafür noch erst bezahlen läßt?

Allein ich bitte, wenn Ihr das nächste Mal den Rhein hinunter dampft oder Ihr schwimmt auf der Elbe dem fröhlichen Hamburg zu und schnalzt unterwegs schon mit den Lippen im Vorgenuß der Austern und der Seefische und des Portweins, die Euch in Lorenz' Keller erwarten: bitt' Euch, die Fahrt ist ja ohnedies nur langweilig: geht einen Augenblick hinunter, blos zum Zeitvertreib, in die Heizkammer — oder Falls Euch der Weg zu mühsam ist (und läugnen läßt es sich nicht, die Leiter steht lothrecht, die schmalen, eisenbeschlagenen Sprossen sind spiegelglatt, es ist eine Kunst, da hinabzuklettern, und wer nicht gut Acht giebt dabei, der kann ein Bein brechen — oder auch den Hals, wie es kommt) . . . wohlan: tretet nur an die Luke, beugt den Kopf nur über das Gitter, in diesen ewig qualmenden, ewig glühenden Schlund, athmet nur zwei Minuten lang diese brennende, sengende Atmosphäre, zieht ihn in Euch, diesen erstickenden, dörrenden Luftstrom, vermischt mit dem Dunst der Kohlen und dem schmierigen Fettgeruch der Räder —

Nun? Ihr zieht den Kopf schon wieder zurück? Ihr hustet und wehrt ab und trinkt einen Schluck Rheinwein, einen herzhaften: und dann noch immer nach Luft schnappend, versichert Ihr, das sei ja eine teuflische Hitze da unten, es sei Euch unbegreiflich, wie ein Mensch darin aushalten könne; indessen da sähe man wieder, was die Gewohnheit thue . . . .

Ei freilich, die Gewohnheit! Es giebt Menschen, die glühende Kohlen essen, sogenannte Feuerkönige, welche die hellen rothen Flammen hinunterschlingen, als ob es gesottene Krebse wären — warum nicht auch Menschen, welche Feuer athmen? warum nicht auch Lungen, welche eine Hitze von vierzig Grad so sanft fächelt, als wie ein Mailüftchen?! Es kommt ja Alles nur auf die Gewöhnung an. —

Zwar dem Seppi wurde sie schwer, schwerer, als er gedacht, schwerer sogar, als er sich selbst gestehen mochte. Denkt Euch einen Burschen von vierundzwanzig Jahren, der von Kindesbeinen an beinahe ununterbrochen in Gottes freier Luft gelebt — in Frost und Hitze, in Regen und Schnee, was thut's? Es war doch immer Gottes freie Luft: und wenn ihm in der Sommermittagshitze beim Heuen der Schweiß stromweis von der Stirne floß: es war doch immer Gottes Sonne, die ihn brannte, er wußte doch immer, daß schon ein kleines mildes

Abendlüftchen bereit war, seine glühende Stirn zu kühlen, er hatte doch immer Gefährten um sich, Bursche und Mägde, die den Erntetag mit ihm überstanden und sich durch Lieder und Scherze Einer dem Andern die Arbeit erleichterten.

Und nun denkt ihn Euch eingepfercht in den Bauch eines Schiffes, in einem Kämmerchen, so eng, er konnte sich kaum darin umdrehen, von früh bis spät gekauert vor dem rothglühenden, entsetzlichen Ofen. — Wenn er einmal hinaufstieg auf das Deck, weil die Hitze zu unerträglich wurde und das Blut ihm schier in das Gehirn schoß: wie so ganz eigen umflort sah sich Alles an! welch ein seltsamer gelblicher Ton lag auf Himmel und See, auf Schiff und Küste! Die Augen waren ihm ganz stumpf geworden von dem ewigen in's Feuer Sehen; selbst Nachts, wenn die Maschine still stand und er lag in der Ecke beim Kohlenmagazin, und dachte an das Mareieli und überrechnete, wie viel Batzen er noch sparen müsse bis dahin, daß sie sich heirathen könnten, hört' er vor den Ohren ein Knittern und Knastern, ein Sausen und Brausen, ein Aechzen und Stöhnen, das ihn nicht schlafen ließ. —

Seppi war sonst ein Esser gewesen — nun, es läßt sich denken! Solch ein Bursch, wenn er seine acht, neun Stunden geackert hat oder Steine gekarrt

oder Holz gefällt im Walde und kommt dann nach Hause zu Essenszeit und der Hirsebrei dampft in der Schüssel. — Es ist nur ein ganz schlechter Brei und Ihr würdet vermuthlich Bedenken tragen, ihn nur Eurem Haushund zu geben, das arme Thier könnte ja Magendrücken kriegen . . . Allein was Essen heißt, wißt Ihr doch nicht, trotz Fasanen und ragouts aux truffes, als bis Ihr einmal einen Solchen habt einhauen sehen! Und der Seppi war nicht der Schlechteste; seine Mutter, da er noch ein Knabe war, schalt ihn aus: er sei ja ein Nimmersatt und es sei doch ein wahres Unglück für die armen Leute, wenn sie solche Kinder hätten, mit einem leibhaften Wehrwolf im Bauch. — Und während sie so mit ihm schalt, lachte ihr das ganze Gesicht vor Freude; und sie aß das Ihre nur halb und schob es ihm zu: sie sei heute nicht bei Appetit, er möge sich nur dazuhalten, weil es da sei. Der Seppi wußte es auch, wie das Schelten gemeint war; er aß tapfer zu und ließ es sich schmecken. Und der schlechte Brei gedieh ihm, daß er ein tüchtiger Kerl wurde, groß und stark und mit Mark in den Knochen, weit größer und stärker, als die Kinder der Reichen, die Confect essen und Hühnerbrühe trinken zum Frühstück.

Nun, jetzt hätte sein Mutterle ihn nicht mehr schelten brauchen; er wußte selbst nicht, woran es

lag: aber kein Essen wollte ihm mehr schmecken, er war immer hungrig und doch immer satt. Der Maschinenmeister erklärte es ihm freilich: das käme vom Kohlenstaub, sagt' er, und von den schlechten Dünsten, die man einschlucken müsse bei dem Geschäft; dagegen helfe nichts, als ein guter starker Branntwein, je öfter je besser — und der Seppi solle es nur einmal versuchen, auf sein Wort.

Allein der Seppi war ein närrischer Kerl, er versuchte es doch nicht — weshalb nicht? Ei ja, der Narr: weil er seinem Mutterle versprochen hatte, keinen Branntwein zu trinken, niemals, damit es ihm nicht gehe, wie seinem armen Vater, der am Branntwein gestorben war, wie die armen Leute meistens. Das war nun lange her und die Mutter hätte auch gar nichts davon erfahren. Allein er that es doch nicht.

Und das hätte noch Alles so sein mögen: Eins jedoch kränkte ihn und that ihm weh, vielleicht darum, weil es ihm so neu war. Er war von jeher ein armer Lump gewesen, in Noth und Elend, so lang er denken konnte. Inzwischen hatte ihn das nicht gehindert, doch heitern Muthes zu sein und das Bischen Leben zu genießen, so gut er konnte; sogar ein blitzhübsches Madeli hatte ihn zum Schatz genommen, trotz daß er ein armer Lump war. Das machte, er

hatte immer unter armen Leuten gelebt: oder wenn auch hie und da Einer war, der ein Bischen minder arm, so war es doch nicht viel und glich sich aus. Die wirklich reichen und vornehmen Leute dagegen hatte er immer in einem Abstand von sich gesehen — es war nur ein dummer Tropf, der Seppi, und darum müßt Ihr es ihm schon verzeihen: aber es war ihm in Wahrheit nie anders in den Sinn gekommen, als daß arme und reiche Leute wohl ganz verschiedene Wesen; es war ihm nie in den Sinn gekommen, die reichen Leute zu beneiden: sie mußten ja auch da sein, so gut wie die Armen, und ein Jeder, was er war, war er ja doch ohne sein Zuthun.

Aber ebenso wenig war ihm jemals in den Sinn gekommen, daß die reichen Leute die armen verachten könnten; er hatte nie eine Ahnung davon gehabt, daß an der Armuth eine Schande hafte, daß ein zerrissenes Kleid den Menschen ächte, eine schmutzige Verrichtung auch sittlichen Ekel erwecke.

Auf dem Dampfschiff merkte er's. Es war eben in der schönsten Jahreszeit und das Schiff wimmelte von Fremden aller Nationen, Damen und Herren, die nach Italien gingen oder heimwärts nach Deutschland, lauter vornehme Herrschaften. Die saßen und standen auf dem Schiff umher, in zierlichen Kleidern, und besahen die Gegend durch goldgefaßte Gläser.

Und unter einem luftigen kühlen Zelt stand eine Tafel gedeckt, daran speisten sie, und Krumen — Krumen, so weiß wie Schnee, der Seppi hatte nie für möglich gehalten, daß eine Brodkrume so weiß sein könne — die warfen sie in's Wasser, wenn sie satt waren, für die Fische.

Wenn der Seppi nun hervorgekrochen kam aus seinem feurigen Ofen, in seinem schwarzen Kittel, mit rußigem Antlitz — er wollte gar nichts weiter, als nur einen Augenblick Athem schöpfen in der freien Luft und die geborstenen Lippen mit einem Trunk Wasser netzen — er lehnte sich an die Brüstung und vielleicht war da eine schöne Miß mit blonden Haaren — der sah er in's Antlitz, ganz zufällig, ganz gedankenlos — nämlich er dachte weiter nichts, als wie hübsch es wohl dem Mareieli stehen müsse, wenn es auch einmal so geputzt daher käme, wie die blonde Miß . . . .

O pfui Teufel, wie die vornehmen Herrschaften sich umsahen nach ihm! Solch ein schwarzer Hund! Es verdürbe Einem die ganze Gegend, den Kerl zu sehen in seiner schmierigen, stinkigen Jacke, und wie ihm der Schweiß über das dicke schwarze Gesicht gelaufen wäre, wie Theer . . . Die gnädige Frau versicherte, ihr sei aller Appetit vergangen über diesen garstigen Kobold und es sei auch recht rücksichtlos

gegen die Passagiere, daß solche ekelhafte Menschen auf's Verdeck kommen dürften, sie sollten bleiben, wohin sie gehörten, bei der Arbeit; ob man dazu nach der Schweiz reise für schweres Geld, um sich einen Schrecken einjagen zu lassen von solchen schwarzen Teufeln. Die Kinder aber, bleichwangige, scrophulöse Engländer, sechsjährige Lordssöhne, die eben auf ihrer zweiten Reise nach Rom (den letzten Winter hatten sie in Paris verlebt) begriffen waren — kleine mißfarbige Pariserinnen, mit kohlschwarzen Augen und schnippischen Näschen — Himmel, was schrieen sie auf, wenn the dark devil, das schwarze Ungeheuer, sich sehen ließ! Die Einen weinten und schrieen, die Andern schnellten Weinpfropfen und allerliebste abgenagte Hühnerknöchlein gegen ihn: — bis der Schiffsführer kam und die Gesellschaft um Entschuldigung bat, daß „Einer von den Leuten“ die Frechheit gehabt, sich „unter die Herrschaften“ zu setzen. Und damit wirbelte ihm ein Ende Tau über den Rücken, und er fuhr hinunter in seinen finstern Schlot, so schnell, so gradewegs — er wußte nicht, worauf er zuerst merken sollte, ob auf das Gelächter, das ihm die Gesellschaft nachsandte, oder auf die blutigen Flecke, die er sich an der Leiter stieß. —

Im Ganzen also war es nur ein elendes Leben, und Niemand hätt' es ihm verargen können, hätt' er

abgedankt und wäre zurückgekehrt zu seinen Ochsen und Kühen, seinem Holz und Steinen, seinem Mist und Stroh.

Aber das ist das Wunderbare, wenn Einer so eine ächte, rechte Liebe im Herzen trägt: es giebt Einem einen Muth, der läßt sich mit nichts vergleichen auf der Welt; da ist nichts so schwer, nichts so schlimm, die Liebe überwindet es Alles.

Und das kam nun auch dem Seppi zu Statten. Wenn er so vor seinem Ofen saß und stieß die Kohlen in die Gluth, daß die Lohe herausschlug: hui, dacht' er, gegen mein Herz ist es doch noch nichts, das brennt doch noch halt zehnmal mehr, und braucht Keinen, der es mit Kohlen futtert, es brennt von selbst, bei Tag und bei Nacht. Und dabei ward er ganz froh zu Sinn und nickt' in die Flammen, als säh' er seines Mädchens Augen glänzen. — „Und das ist ja ganz natürlich", dacht' er, „daß es hier heiß ist, das ist blos meine Schuld, von wegen meiner sehr großen Liebe hier in meinem Herzen. Und wenn ich nur erst Maschinenmeister bin und das Mareieli ist meine Frau Meisterin, da wird sich die Hitze ja wohl geben." Und so macht' er seine Späße — einfältige, kindische Späße, die kein Mensch hörte; nur daß sie ihm die Zeit kürzten und wenn ihm das

Herz schwer war, so half er sich damit, daß es ihm leicht ward.

Und gar nun des Abends, wenn das Schiff anlegte und die Feuer gingen aus und es blieb Niemand an Bord, als blos er und ein großer schwarzer Pudel, der war bei ihm zur Wache — da ging seine Lust erst an. Wie er da saß in der stillen Nacht auf dem Verdeck und schlürfte die schöne kühle Luft ein, die Luft, die ihm Tages verboten war! Es gab da noch Manches zu thun für ihn, er mußte scheuern und putzen und mußte Kohlen schleppen und Wasser pumpen. Aber dafür auch, wenn er fertig war mit Allem — horch! da kam es gegangen durch die Stille, da raschelte der Sand am Ufer und der Pudel schlug an — ganz leise nur: denn er war schon bekannt mit diesem Tritt. — In der That, wer da zufällig des Wegs gegangen kam, er stand wohl einen Augenblick still und sah sich das seltsame Gemälde an: die schwarze, rußige Gestalt des Heizers, so schwarz, so rußig, wie die Nacht selber, gelehnt über den Bord des Schiffes — zu seinen Füßen der Hund — vor ihm, auf dem Bollwerk stehend, das Mädchen — ihre weiße Haut, ihr blondes Haar, ihre funkelnden Augen, doppelt leuchtend auf diesem finstern Hintergrund . . .

Sie erzählten sich, dies und das, wovon Liebes-

leute zu sprechen pflegen. Am Liebsten jedoch hörte das Mareieli von den fremden Herren und den geputzten Damen, die mit dem Schiffe gingen und kamen. Der arme Seppi wußte wenig davon zu sagen, aus guten Gründen. Allein das Mareieli zankte mit ihm: das sei nur, weil er solch ein armer dummer Klotz, und die vornehmen Leute thäten ganz wohl, daß sie sich entsetzten vor ihm; es sei auch eine Schande, wie er aussähe, und sie sei doch in Wahrheit das dummste Madeli zwischen hier und Welschland, daß sie sich an solchen garstigen schwarzen Kerl gehangen, einen Kerl, vor dem die Leute aufschrieen und die kleinen Kinder sich versteckten, wie vor dem Wutzelmann. Und mit seinem Ofenhocken und seinen paar Batzen, da werde das nie etwas werden: da müsse anders zugefaßt werden, und habe er sein Plänchen gehabt, so habe sie nun auch das ihre, er solle nur Acht geben.

Und dann lachte sie wieder so süß und ließ die Augen rollen — dem Seppi war es, als ständ' er so recht vor dem Ofen und der Maschinenmeister hätte doppelte Feuerung kommandirt.

Wiewohl die Sache hatte ihre Richtigkeit, das Mädchen hatte seinen Plan.

Eines schönen Morgens, das Schiff war eben in der besten Fahrt und die Hitze am Ofen machte sich

schon recht niedlich — steckt der Seppi den Kopf so ein Bischen zur Luke heraus, um Luft zu schnappen. Denn das war ihm erlaubt; nur eigentlich auf das Verdeck kommen, wenn vornehme Herrschaften fuhren, in seinem schwarzen Kittel, das sollte er nicht.

Wie er da nun so eben den Kopf heraussteckt —

Aber das gab ihm einen Schlag, beinah' wär' er von der Leiter gepurzelt! Er rieb sich die Augen und zog sich an den Haaren. —

Doch es blieb! es war kein Traum! Sein Mareieli, in einem bunten Röckchen, so frisch, so zierlich, da stand es auf dem Verdeck und reichte einem jungen Herrn den Kaffee! Es war ein Russe, glaub' ich, er hatte einen entsetzlichen Knebelbart, den drückt' er im Sprechen ganz geschwinde auf Mareieli's weiße Schulter. —

Nämlich wenn es keine Erscheinung war und der Seppi war nicht krank geworden von der Hitze und es war etwa ein Fieber, das ihm diese Erscheinungen vorgaukelte.

Nein, es war ganz gewiß kein Fieber! Sah er nicht ganz deutlich jetzt, wie das Mareieli roth ward wie Blut? und warf einen schnellen, ängstlichen Blick hinüber zu ihm — nicht blos ängstlich: es war noch etwas Anderes in dem Blick, so etwas wie Muthwille, wie Schadenfreude, und dann wieder wie

Liebe, wie Stolz — daß dem armen Seppi ganz schwindlig ward. —

Und da pfiff der Maschinenmeister und der Kapitain kam gelaufen und schimpfte, was das für ein fauler Heizer wäre, das Schiff ginge ja wie eine Schnecke. Und der Seppi rutschte hinunter und warf Kohlen in den Ofen — so rasch, so jäh! Am Liebsten hätte er sich selber hineingeworfen.

Im Lauf des Tages klärte sich die Sache freilich auf; es war die einfachste und natürlichste von der Welt. Eine Gesellschaft junger Herren (wiewohl, unter uns gesagt, auch einige alte darunter waren), reiche Patrizierssöhne, fremde Edelleute, französische Spieler und was sich sonst der Art in den benachbarten Bädern zusammenfand, hatten das Dampfschiff, als etwas Neues in der Gegend, zum Mittelpunkt ihrer geselligen Zusammenkünfte gemacht; sie fuhren ein-, zweimal die Woche, auch wohl noch öfter, je nachdem sie Langeweile hatten, den See entlang. Dabei ging es allemal hoch her; sie hatten Musik am Bord, hielten ein köstliches Essen, und hinterdrein setzten sie sich gewöhnlich unten im Pavillon zusammen, bei verschlossenen Thüren, und machten ein Spielchen. Die machten den Schiffseigner aufmerksam, wie viel besser Keller und Küche ihnen munden und wie viel öfter noch sie des Weges fahren würden,

wenn statt eines alten grämlichen Tafeldeckers ein junges hübsches Mädchen sie bediene — oder, wie sie es nannten, die Honneurs vom Schiffe mache. Was für Honneurs sie eigentlich damit meinten, weiß ich nicht; aber sie lachten entsetzlich dabei und klopften mit den Reitgerten an die Sporen, daß es klirrte. Gleich darauf indeß wurden sie wieder ganz ernsthaft und setzten dem Schiffseigner weitläufig auseinander, wie das jetzt die allerneueste Mode sei, in allen feinen Cafés in Paris und Wien und London, und was ein feines Dampfschiff sein und vornehme Gäste haben wolle, da müsse es ebenso sein; sie wären ja lauter noble Cavaliers und würden ihm zu nichts Schlechtem rathen. Nur (setzten sie hinzu) etwas Frisches müsse es sein, und doch wieder nicht zu spröd; auf dem und dem Dampfboot, auf dem und dem See, da hätten sie vorigen Sommer ein Mädchen gekannt — deliciös! süperb!! Wenn so eins auf den Aetna käme, da wäre das Glück des Schiffes gemacht.

Und da schmunzelten sie wieder und fuhren mit der Hand durch die Haare, besonders die Alten; aber die fuhren blos durch die Perücke.

Der Schiffseigner — je nun, das war ein Mann, der wollte sein Geld gut verzinst haben, weiter nichts. So hätte er ja müssen ein wahrer Esel sein, hätt' er wollen den Rath dieser modernen, reichen, liebens-

würdigen Herren (und die obenein seine besten Passagiere waren) unbefolgt lassen. Er ließ daher seine Augen umhergehen, hier und dort — und da war es denn wiederum ganz einfach und natürlich, daß sie an dem Mareieli hängen blieben. Denn es war wirklich das hübscheste Mädchen weit und breit.

Der Schiffseigner war ein Schlaukopf, wie gesagt. Er übereilte die Sache nicht, er schickte erst ein paar alte Weiber, dann ließ er das Mareieli selber zu sich kommen in den schönen französischen Gasthof — —

Und kurz und gut, nun stand sie hier auf dem Aetna, in einem seidnen Röckchen und einem Mieder, das konnte nicht schöner sein, sie sah es selber ordentlich mit Ehrfurcht an — und reichte den jungen Herren den Thee und den Kaffee und den Wein.

Weiß auch der Himmel, wie es zuging: die jungen Herren hatten sich noch nie so viel reichen lassen, und kaum daß sie beim Frühstück saßen, da wurde der Champagner kommandirt. Der Erste aber, den sie leben ließen, das war der Schiffseigner; er sei ein ganz verfluchter alter Fuchs, ein ausgelernter Fuchs, ein Hauptfuchs, meinten sie — und dann riefen sie das Mareieli: sie möchte den Wein mal kosten, es wäre ihnen, als ob er wonach schmecke . . .

Da war es denn kein Wunder, daß dem Mareieli die Wangen brannten, purpurroth, wie die Flammen in Seppi's Ofen, als sie dem Heizer im Lauf des Tages ihre Geschichte erzählte. Sie erzählte natürlich nur, was sie wußte: und daß sie nicht Alles wußte, das versteht sich. Wunderlich genug indessen: dem Seppi wollte schon dies Wenige nicht gefallen; es sei wiß und wahrhaftig nicht gut für ein junges Madeli, auf dem Schiff zu fahren, und ob sie nicht wisse, daß doch eigentlich der Teufel darin stecke.

Am Wenigsten aber wollt' es ihm zu Kopf, weshalb das Mareieli so heimlich damit gethan und warum es ihn gar nicht um Rath gefragt vorher. Das sei nicht halb Recht, schwur er, und wenn ihm Einer das von dem Mareieli vorhergesagt, er hätte ihn gegen die Ohren geschlagen, als einen Lügner, das hätte er.

So? sagte dagegen das Mareieli: ob er es denn auch vorher um Erlaubniß gefragt, als er Heizer geworden? Ein schmuckes Kellnermädchen, in einem seidnen Rock, mit einem ganzen halben Gulden Lohn die Woche, ohne das Essen und Trinken, das sei wohl mehr als solch ein alter schwarzer, stinkiger Heizer. Und ob sie ihm denn gar kein' Freud' machen dürfe und gar kein' angenehme Ueberraschung? Es habe ihm auch mal eine Ueberraschung machen wollen,

das sei es: und nu wär' er a garstiger Kerl und putzte sie 'runter für ihre gute Meinung. Ob er es denn nicht erst selber gesagt, daß das so nichts werden könne und wer auf dem Lande nichts hätte, natürlich, der müsse ja auf's Wasser? Sie hätte zu Haus auch kein Grundstück und Kapitalien nun gar nicht, was sie nicht verdiene, das sei auch nicht ihr. Und wenn er so viel Geld erübrigt habe bei seinem schwarzen Ofen, nun gut, so mög' er sie nur immer in's Fräuleinstift kaufen, sie habe nichts dagegen, sie wolle gern die Hände in den Schooß legen. So lange das aber nicht der Fall, so lange solle er auch Gott danken, daß er ihm solch guten fleißigen Schatz gegeben habe, und der um sich wisse und mit den Leuten reden könne und nicht so tölpisch sei, wie er (nämlich der Seppi).

Gegen diese Gründe ließ sich natürlich nichts einwenden. Auch hätte der Seppi gar keine Zeit dazu gehabt; sie mußten heimlich mit einander sprechen, daß sie Niemand sah, während die Herren bei der Karte saßen. Und da kam eben Einer herauf und rief nach ihr und husch, war sie weg, in die Kajüte.

Der Seppi aber kroch hinunter in seine heiße Hölle. So heiß war sie ihm noch nie gewesen; er vergaß beinah das Heizen und der Maschinenmeister mußte mit dem Tauende drohen, so wurmte es ihn

im Kopfe. Er wußte eigentlich nicht was. Daß das Mareieli bei ihm auf dem Schiffe wäre? Wie oft hatt' er sich danach gesehnt! wie oft, wenn er vor seinem Ofen hockte, hatt' er geträumt, diese feurigen Kohlen, als das wären lauter rothe Rosen und da käme das Mareieli heraus und kühlte ihm die Stirn mit süßem Athem —!

Nun war es beinahe wirklich so! Nun, so oft er mit dem Kopf aus der Luke fuhr, konnt' er sein Mareieli sehen, konnt' ihr zunicken, ganz heimlich ...

So war er doch sicher ein rechter tölpischer Mensch und das Mareieli hatte ganz Recht, daß sie bös war auf ihn! Und von Stund' an nahm er sich vor, ein vergnügter Kerl zu sein. Zumal, was das Mareieli verdiente, kam ja ihnen Beiden zu gut, sie konnten desto ehe Hochzeit halten.

Allein, allein, wie es geht; wenn Einer auch allemal wirklich vergnügt würde, davon, daß er sich vornimmt es zu sein, es gäb' halt kein' traurige Leut' mehr in der Welt. — Anfangs war es dem Mareieli bang genug um's Herz. Wenn die vornehme Welt so um sie schwirrte — und hier rief Einer nach Champagner — und da ein alter, hagrer Engländer, der rief nach Grog, und während sie ihn brachte, betrachtete er sie durch ein großes Opernglas, unverwandt, bis unter das Busentuch — und hier ein

Anderer hielt ihr unversehens die Augen zu und fluchte, er lasse sie nicht los, auf Ehre, es sei denn, sie ließe sich küssen von ihm — und ein Vierter flüsterte ihr in die Ohren, sie verstand nicht was, es war französisch, aber sie erröthete unwillkürlich . . .

In Wahrheit, sie mußte still stehen mitunter und mußte die Hand vor die Augen pressen und mußte sich fragen bei sich selbst, ob sie das nur wirklich wäre, in dieser Gesellschaft, auf dem verwunschenen Schiff, davor sie oft des Abends gestanden mit dem Seppi, das Mareieli von der Schulzenwittib ihrem Hof, wo keine Mannsperson hinkommen durfte!

Das war die Zeit, wo sie noch mitunter beim Seppi stand, wenn er heraufgekrochen kam auf's Verdeck, ganz heimlich, um Luft zu schöpfen. Sie stand ein wenig entfernt von ihm, man hätte kaum denken sollen, daß sie zusammengehörten. — Nun, das war ja wieder ganz natürlich, er war ja ein schwarzer, schmutziger Heizer, das Mareieli hätte sich ja den schönen seidenen Rock können schmutzig machen an ihm. Es war ja schon immer genug, daß er sitzen durfte, drei Schritte von ihr und durfte seine armen müden, entzündeten Augen ausruhen auf ihrem süßen Antlitz und durfte leise flüstern, wenn er wieder hinunterkroch: Adjes, Mareieli.

Die schönen Abende freilich am Ufer, die hatten ein Ende. Das Mareieli schlief in der Stadt, in dem prächtigen Gasthof. Da half sie die Fremden bedienen, es wurde oft spät, nach Mitternacht; sie war noch müde, wenn sie Morgens wieder auf das Schiff kam, es war ihr anzusehen: nicht einmal den Seppi grüßte sie.

„Ueberhaupt", sagte sie zu ihm, „Du mußt Dich bescheiden halten und darfst bei Leibe Niemand merken lassen, daß wir zwei uns kennen. Du bist ein ganz guter Kerl und sollst auch mein Seppi bleiben. Aber wenn die gnädigen Herrschaften das wüßten, daß ich den Ofenheizer zum Liebsten habe — Jesses, ich wär' a verlorenes Madeli, die Herren Barons sähen mich im ganzen Leben nicht mehr an." Und wenn Seppi noch etwas einwenden wollte: „Es ist wie mit dem Tanzen", setzte sie hinzu, „ich sollte auch nicht mehr tanzen des Sonntags, wie Du auf's Schiff kamst, Seppi; da sagtest Du mir auch, wir armen Leute müßten uns fügen, wie Einem gepfiffen würde, so müßte man tanzen — und siehst Du, nun wird uns so gepfiffen." —

Und das war dem Seppi sein größter Schmerz. Alles mocht' er ertragen, sogar auch das Bruststechen, das ihn jetzt immer des Nachts befiel und von dem der Maschinenmeister sagte, das wäre ein gefährliches

Stechen; er hätte Einen gekannt, der hätte das Stechen gekriegt von dem ewigen Bücken am Ofen in der Hitze, mit dem wär' es zu Ende gewesen — ei, das hätte keine sechs Monate gedauert, da wär' es zu Ende gewesen mit ihm. — So oft der Seppi das hörte, so lächelte er, ganz eigen, ganz seltsam; dann aber fiel ihm sein altes Mutterle ein und er holte tief Athem und meinte, es ginge schon besser mit dem Stechen, er habe sich wohl nur verkühlt, und sechs Monate, das wäre doch auch gar zu kurz.

Aber daß das Mareieli sich seiner schämte, das konnte er nicht verschmerzen. Sie hatte ganz Recht, er sah es ein: das schöne, frische, blühende Mädchen, das Mädchen, dem die Herren Barone nachliefen, und selbst die langen blassen Engländerinnen mit den Schmachtlocken hinter den Ohren und den grünen Schleiern über den Augen standen still und besahen sie durch's Glas und sagten: very pretty — und ein Heizer?! Es wäre zum Todtlachen gewesen, rein zum Todtlachen!

Und so saß er nun vor seinem Ofen und schürte die Gluth und hörte über sich Musik und Lachen und Gläserklirren. Er meinte ordentlich, als könne er dem Mareieli sein Lachen unterscheiden. Allein das war doch gewiß nur eine Täuschung, die Maschine

rasselte viel zu sehr und das Feuer brauste — es war gewiß nur eine Täuschung! —

Ein paar Monate später, es ging zum Herbst, die Fremden verloren sich und der Schiffseigner sprach davon, wie daß sie die Fahrten nun auch nächstens einstellen wollten, es verlohne nicht mehr in der schlechten Jahreszeit: da war es dem Seppi selber klar, daß er dem Mareieli sein Lachen ganz gewiß nicht hörte.

Das machte, weil sie gar nicht mehr auf dem Schiffe war. Es war auch gar nicht mehr sein Mareieli, sie hatte es ihm Alles ehrlich gesagt, den Abend vorher; er konnte sich über nichts beklagen. Nämlich daß es so nicht gehe mit ihnen; zwei arme Leute zusammen, das tauge nichts, es stände nur immer Einer des Andern Glück im Wege. Und sie wünsche ihm recht viel Gutes und wenn er Maschinenmeister geworden, möchte er es ihr nur schreiben, der Herr da aus Frankfurt (und dabei zeigte sie auf einen alten dicken besternten Herrn, mit weißem Kopf und einem sehr sanften, gutmüthigen Gesichte), der habe ihre Adresse: das sei ein sehr guter alter Herr, er hätte Talente an ihr entdeckt, sie könne selbst nicht behalten, wie viele, und nun ginge sie mit ihm nach Frankfurt — je nun, der Mensch müsse sein Glück

versuchen und es sei Manchem nicht an der Wiege gesungen, was nachher aus ihm geworden. —

Und damit ging sie. Und wie sie schon halb über die Brücke war, kehrte sie noch einmal wieder um und rief ihm zu, er solle doch auch sein Mutterle grüßen; es sei eine alte Frau, sie werde wohl den Kopf schütteln über sie — was mehr? Die Jugend wolle auch leben: und wenn es dem Seppi recht wohl ginge, so soll's sie freuen. — — —

Sein Mutterle! — Ja wohl ging er hin zu ihm; wohin hätt' er auch gehen sollen? Das Schiff hatte seine Fahrten zum Winter eingestellt, der Lohn war ausgezahlt, Niemand kümmerte sich um ihn.

Er hätte wohl wieder als Knecht in Dienst treten können bei einem Bauern. Allein der Dienst im Schiff hatte seine Kraft gebrochen, es war, als ob ihm die Knochen ausgedörrt wären in der Hitze; er war ein Kind gegen das, was er sonst gewesen. Auch hatte sein Bruststechen sich wieder eingestellt.

Zum Glück war sein Mutterle blind und merkte nicht, wie schlimm er aussah. Er blieb den Winter bei ihr und half spinnen und Garn winden. Am Liebsten jedoch saß er vor dem Ofen und starrte in die Gluth und hörte die Kohlen knistern . . .

Von dem Mareieli sprachen sie nicht. Die Mutter hatte ihn gefragt: es sei todt, sagte er. Seitdem fragte sie ihn nicht wieder.

Als nun aber der Frühling kam — dummer Seppi! Er hatte sich ganz fest vorgenommen, zum Sommer wieder in Dienst zu gehen bei den Bauern; seine Brust war wieder gesund und auch seine Farbe hatte sich gebessert; mit der Zeit, meinte er, würde er wohl wieder zu Kräften kommen, wenn er nur recht viel freie Luft hätte.

Und dennoch wie der Frühling kam und das Eis ging auf und die Glocke tönte zum ersten Mal wieder über den See — es ließ ihn nicht daheim! er mußte auf's Schiff und mußte seine alte Stelle wieder einnehmen!

Seiner Mutter sagte er, das sei wegen dem bessern Lohn und sie müßten etwas zurücklegen, für den Fall, wenn sein Stechen in der Brust wieder käme . . .

Dagegen ließ sich nichts einwenden.

Auch hatte er noch andere Gründe, nur daß er sie Niemand sagte, kaum sich selbst. Erst dachte er, es sei doch immer noch möglich, er könne noch einmal Maschinenmeister werden, und wenn er dann dem Mareieli schriebe in die große Stadt Frankfurt, ob sie dann nicht wohl wieder kommen sollte? — Oder

ein ander Mal dacht' er, sie könne wieder kommen, o ja: aber arm und im Elend — und von Stund' an brach er es sich am Munde ab und sparte und schaffte, blos damit er hätte, was er dem Mareieli geben könnte, wenn sie wieder käme, arm und im Elend.

Und wozu überhaupt noch Gründe? Er ging auf's Schiff und trat seinen Dienst als Heizer von Neuem an, weil er so mußte, weil sein Herz ihn dahin zog — — Erlaubt einem armen Teufel doch auch, seine Sympathieen und Ahnungen, seine Träume und Einfälle zu haben! Es war dies nun eben der Ort, wo ihn Alles an das Mareieli erinnerte. Vor diesem Ofen hatt' er gesessen, damals, als er noch meinte, es wäre dem Mareieli seine feurigen Augen, was ihm entgegensprühte aus der Gluth, und wenn die Kohlen knisterten, es wäre dem Mareieli sein schadenfrohes Stimmchen, die neckte ihn; an diesem Bord hatte er gelehnt mit ihr, damals, als sie noch gegangen kam durch die stille Nacht und wie er ordentlich bei sich erschrak, er, der schwarze, garstige Mann, vor diesem weißen, blendenden Glanze ihrer Schönheit; das war noch derselbe Hund, so schwarz, so zottig, so in den Winkeln umhergestoßen, wie er selbst, der damals zu ihren Füßen lag, zwischen ihnen, ein treuer, stummer Wächter; und hier — hier war

ja noch die Stelle, wo sie ihm den Rücken gewandt hatte und hatte gesagt: „Seppi, es geht halt nicht, wenn ein Mensch das sähe, daß Du mein Schatz wärst, ich möcht' ja halt in den See sinken vor großer Scham!“ — —

Also ging er wieder auf's Schiff — und so oft der Sommer kam, immer wieder — und blieb auch immer Heizer. Es wäre Schad' um ihn, sagte der Maschinenmeister, wenn er noch etwas Anderes werden sollte; seine Lunge wäre nun gerad ausgedorrt genug, das hielte selten Einer so lange aus; auch wäre sein Rücken schon ordentlich ganz krumm, er brauche sich kaum mehr zu bücken nach den Kohlen; er hätte selten einen Kerl gesehen, der sich so gut zum Heizer qualificirte.

Und so war der neunte oder zehnte Sommer gekommen, Seppi wußte es nicht genau, die Tage waren ihm all eins. Der Aetna war aber immer noch sehr in Mode, obschon er keine so schöne Kellnerin mehr hatte, als damals, und obschon seitdem noch zwei oder drei andere Schiffe den See befuhren, so wimmelte es doch noch immer von Reisenden auf dem Schiffe: und auch an vornehmen Herren, jungen und alten, die Champagner tranken und Karte spielten und die Kellnerin auf die Schulter küßten, fehlte es nicht.

Eines Tages jedoch ging es noch viel lauter zu und das Schiff war noch weit schöner ausgeschmückt als jemals. Blühende Orangenbäume standen auf dem Verdeck und seidene Divans dazwischen und in der Mitte eine Tafel mit Gold- und Silbergeschirr und funkelnden Krystallen — es ließ sich wohl sehen, aber nicht beschreiben.

Indessen allerdings, es war auch die Veranlassung danach. Marianne, die schöne Marianne, die berühmteste Schauspielerin aus ***, das Entzücken des Parterre, die Wonne der Logen, das Wunder von ganz Deutschland, geruhte bei ihrer Erholungsreise durch die Schweiz dieses Fest anzunehmen von ihren zahllosen Verehrern.

Denn in der That, es war etwas Merkwürdiges in diesem Mädchen; man brauchte nicht eben enthusiastisch zu sein und doch mußte man eingestehen, nie etwas Aehnliches gesehen, nie etwas Gleiches gehört zu haben. Es war nicht ihre Schönheit allein, wiewohl diese Schönheit entzückend war, auch darum, weil sie unvergänglich, unzerstörbar schien. Aber dieser Geist, der aus dem Mädchen sprudelte — diese unversiegbare Laune, dieser kecke Muthwille, diese graziöse Verwegenheit, die jedes ihrer Worte, jeden ihrer Blicke beseelte — diese sinnverwirrende, herzbethörende, freche, keusche, unsagbare Anmuth, diese

Schalkheit, diese Lüsternheit, und dann wieder diese Unschuld, diese kindliche Frömmigkeit! — Sie war die Königin des Vaudevilles; Niemand wußte jene angenehmen Zweideutigkeiten, mit denen die deutsche Bühne sich dermalen aus Frankreich versorgt, so zierlich, so treffend, so pikant an den Mann zu bringen, Niemand verstand es so gut, wie sie, auch noch dem Frivolsten einen Beigeschmack, einen wahrhaft prickelnden, wahrhaft betäubenden, von Unschuld, dem Unschuldigsten von Frivolität zu geben.

Und was sie auf den Brettern schien — ah meine Herren von der Diplomatie und von der Börse, Ihr hattet Euch nicht umsonst so viel Mühe gegeben um ihre Ausbildung: das war sie im Leben! Keine verstand den Becher der Freude so süß zu würzen, wie sie, aus keinem andern Auge schossen diese verzehrenden Flammen so heiß, von keiner andern Lippe duftete der Hauch der Wollust so betäubend . . .

„Ein verdammtes Weib, auf Ehre!“ sagte der blasse Prinz von * zu seinem Nachbar: „Und wissen Sie, was sie so entzückend macht? Daß sie bei alledem so natürlich, so ursprünglich ist; es ist wirkliche, bacchantische Lust in ihr, die Andern heucheln sie nur“ —

„Das macht das gesunde Blut, aus dem sie stammt“, antwortete der Nachbar (es war derselbe

dicke Herr aus Frankfurt, mit den vielen Orden, von ehemals: nur sein Bauch war noch etwas dicker und sein Haar noch etwas weißer geworden als vor zehn Jahren): „Solch ein Schweizer Bauermädel — ich muß das ja wissen, Durchlaucht: es steckt ein Leben in den Dingern, es ist wie mit den arabischen Pferden, sie sind gar nicht todt zu kriegen" —

Er konnte nicht weiter sprechen, weil in diesem Augenblick die berühmte Künstlerin das Schiff betrat: die Musik wirbelte, die Herren drängten sich um sie, die Räder schlugen in die Fluth . . .

Die Schauspielerin war außerordentlich bei Laune, es gefiel ihr Alles ganz ausnehmend wohl. „Ich bin Ihnen doppelt verbunden für diese Lustfahrt", sagte sie zu dem Prinzen: „Sie wissen gar nicht, welche Freude Sie mir damit bereiten: das kleine Nest da drüben, auf der andern Seite des Sees — was wetten Sie, Durchlaucht? es ist — mein Geburtsort."

Ihr Geburtsort! der Geburtsort der berühmten Marianne! Man ließ den dicken Mann mit den Orden, der die Mittheilung der Schauspielerin bekräftigen wollte, gar nicht zu Worte kommen, die Böller wurden gelöst, der Champagner schäumte . .

Wie gesagt, die berühmte Frau war mit dem Fest außerordentlich zufrieden; sie konnte nicht genug versichern, welchen komischen Eindruck es auf sie mache,

diese Ufer wiederzusehen, sie überbot sich selbst in glänzenden Einfällen, die Witze prasselten . . .

Zwar auf Augenblicke war es, als flöge ein Schatten über dieses brennende Auge, als zucke ein Schmerz um diesen üppigen Mund. — Der kleine Dicke rief nach Champagner, man stieß an, man lachte . . . Schatten auf diesem Auge, das den Prinzen eben so glühend fixirte? Schmerz um diesen Mund, der den perlenden, schäumenden Wein so durstig nippte? . . Pah, keine Spur davon!

Sie fragte nach dem Namen des Schiffs, es sei ihr eine so vortreffliche Erinnerung —

„Der Aetna."

Aetna? Sie wechselte ein paar rasche, schelmische Blicke mit dem Dicken — er nickte ihr, er wußte, wenn ihn solche Blicke trafen, allemal vor Seligkeit gar nicht, was er that —

Nun also warum es verheimlichen? Sie sei ja unter lauter guten Freunden, auch sei ja das eben die wahre Poesie des Lebens, dieses Taumeln zwischen Höhe und Tiefe, heut noch ein Bettler, morgen ein König —

Und also mit tausend Scherzen und Necken und dann wieder so weich, so rührend, die Hörer hätten mögen aus der Haut fahren vor Entzücken! erzählte sie, wie sie ehedem ein armes Mareieli gewesen

und habe als Kellnerin gedient auf eben diesem Schiff . . .

„Und ich war ihr Amant", schrie der Dicke mit Stentorstimme und drehte sich auf dem Absatz; er hatte nämlich etwas viel Champagner getrunken.

Und Marianne auch; sie liebte den Champagner, wie alle Frauen. Und obenein war sie eine geistreiche, eine geniale Frau; sie liebe nicht eigentlich den Champagner, sagte sie, aber die kleinen allerliebsten Teufel, die darin wohnten, die liebe sie . . .

„Pah, Du mein Amant", rief Marianne und schnellte ihm den Schaum von ihrem Glase in's Gesicht: „einen Amant hatt' ich, lange vor Dir, und der war schöner als Du —"

Wer? Wo?

„Ein schwarzer Teufel, ein Mohr, ein Ofenheizer hier auf dem Schiff" . . . Die Geschichte kam ihr selbst in diesem Augenblick so lächerlich vor: sie, die Königin der Bretter, die Geliebte des Prinzen, die Braut eines Heizers vom Aetna!

Von diesem selben Aetna? „Beneidenswerther Heizer!" — „Glückseliger Sklav!" — „Ich nehme ihn als Mohr in meine Dienste!" schrie ein Börsenagent aus Wien, der, weil er „a Wiener" war, sich verpflichtet hielt, den Witzbold zu machen.

„Ich nicht“, sagte der Prinz und fixirte die Schauspielerin. — „Bösewicht!“ sagte sie leis und schlug ihn auf den Arm.

Aber man wollte mehr von diesem Abenteuer wissen; der Wein hatte die Geister entzündet: wo der schwarze Glückliche stecke? ob es derselbe Heizer sei, wie jetzt? „Man müsse ihm den Vorsitz an dieser Tafel einräumen“, bemerkte der Prinz . . .

Wo Seppi war? Nun allerdings auf dem Schiff, wohin er gehörte, in der Heizkammer beim Ofen. Der Schiffsherr in Person war eiligst an die Luke gelaufen: er solle schnell einmal heraufkommen, die gnädigen Herrschaften wollten ihn sehen —

Ihn? den schwarzen Hund, den Kohlenseppi, der in den Winkel kriechen mußte, sowie ein Fremder auf dem Schiffe war? Nimmermehr!

Ei ja doch, er solle nur machen, es sei keine Zeit zum Fragen . . .

Er kroch herauf, es tauchte in die Höhe, sein gutmüthiges schwarzes Gesicht, mit den struppigen Haaren, den kranken rothen Augen — —

Nein, es war richtig, er sah abscheulich aus, wie er geschlurft kam, mit krummem Rücken, schwarz, zerlumpt — und ihm gegenüber, in der strahlenden Pracht der Schönheit, in junonischer Fülle, Marianne, die Schauspielerin . . .

Allein so hätte die Gesellschaft doch nicht lachen sollen! Sie wieherten förmlich vor Vergnügen, es sei ein Gegensatz, so etwas wäre noch nie dagewesen.

Der arme Seppi stand und wußte nicht, wie ihm geschehen; er heftete die Augen an den Boden, es war doch recht grausam, den gnädigen Herren so zum Spotte sein zu müssen.

Da traf eine Stimme sein Ohr — so weich, so süß — ob er sie kennte?! Er sah in die Höhe — —

O du mein grundgütiger Gott, es war ja das leibhaftige Mareieli, das da vor ihm stand!!

Die Herren redeten auf ihn ein, Alle mit einander, er ging aus einer Hand in die andere, wie ein Wunderthier, man drängte ihm Wein auf und rief ihm Späße zu, die er nicht verstand. Ueberhaupt das Ganze war ihm ein Traum; er hörte Stimmen — nein, nur Eine! er sah Gesichter — nein, nur Eines . . .

Und daß das Mareieli die Augen voll Thränen hatte vor Lachen, das sah er auch und das that ihm so weh — so weh —!

„Aber so darf der Scherz nicht zu Ende gehen", sagte die Schauspielerin endlich: „Bekennen Sie, meine Herren, dieser Heizer hat Ihnen eine Scene gespielt, besser als unser erster Komiker. Auch ist es nichts Kleines, hoffe ich, auf eine Dame, wie

mich, zu verzichten, Sie werden ihn zu entschädigen wissen" . . .

Und damit schleuderte sie ein prächtiges Armband in den Hut, den Seppi verlegen vor sich hin hielt; in einem Nu waren alle Börsen geleert, Alle bemühten sich, das Beispiel, welches Marianne gegeben hatte, wo möglich noch zu übertreffen.

„Dein Glück ist gemacht, Du kannst gehen, Seppi", sagte Marianne und ihre Stimme zitterte, ganz leise, ganz unhörbar: aber Seppi hörte es doch.

Er wurde roth vor Zorn, so roth, daß man es deutlich durch seine berußte Haut hindurchsehen konnte. Er hob den Hut und wollte ihn dem Mareieli vor die zierlich beatlaßeten Füße schleudern . . .

„Für Dein Mutterle", sagte die Schauspielerin leise.

Für sein Mutterle! Das entwaffnete ihn; woher auch sollte sie wissen, daß sein Mutterle todt war seit 'nem Jahre? Es war doch immer sehr hübsch von ihr, an sein Mutterle zu denken . . .

Er warf den Hut nicht fort, er setzte ihn ganz leis in die Ecke und schlich fort, so still, so demüthig . . . Wie er an die Treppe kam, schwindelt' es ihn; er mußte einen Augenblick zurücktreten und sich auf den Bord stützen, bis es ihm besser würde.

Mit einem Mal hört' er ein Geräusch neben sich, er sah auf: es war das Mareieli. Die Gesellschaft

an der Tafel tobte und schrie, die Musik spielte, man stritt über ein neues Ballet, das von Paris erwartet wurde — sie waren allein für zwei Secunden.

Mareieli stand neben ihm; sie war schön, wie immer, aber leichenblaß; ihre Augen waren fest auf den Seppi geheftet.

Seppi sah in die Höhe — Aug' in Auge! eine Minute lang —!

Sie sprachen Beide kein Wort. Endlich hob Seppi an: „Bist Du glücklich?" fragte er.

Mareieli stand noch immer und sah ihn an, mit starrem, festem Blick. — „Nein", sagte sie.

In diesem Augenblick näherte sich der Prinz — „Schnell, mein Prinz, der neueste Calembourg!" rief sie ihm von Weitem entgegen und hüpfte über das Verdeck, so leicht, so zierlich —

„Es ist doch ein glückliches Wesen", sagte der dicke Herr, indem er Zucker in den Kaffee warf: „Und Gottlob, ich darf mich rühmen, daß ich ihr Glück begründet."

Seppi biß die Zähne zusammen und ballte die Hände; seine Augen waren blutroth, wie Kohlen, er sah entsetzlich aus.

Der Maschinenmeister rief nach ihm: „Mach zu, Seppi", sagte er, „steig' hinunter, spar' die Kohlen

nicht. Wir haben den Wind entgegen, laß den Kessel pfeifen, es kann nicht schaden, wenn Du ein Teufelsfeuer machst." — Die fremden Herren waren nicht geizig gewesen mit ihrem Wein; die Schiffsleute waren alle ein wenig schief unterm Wind, wie der Seemann sagt.

Seppi stieg hinunter. — Die Räder sausten, das Schiff flog wie ein Pfeil; die Gesellschaft rühmte die herrliche Fahrt, es sei ein excellentes Schiff, der Aetna, so schnell seien sie noch nie gefahren.

Und man ließ noch einen Walzer spielen zum Schluß.

Kommt auf einmal der Maschinenmeister gelaufen, ganz kreideweiß, zitternd: es gäbe ganz gewiß ein Unglück, der Heizer sei betrunken oder rasend geworden, er habe den Kessel geheizt über Maß, Kohlen auf Kohlen, wie ein Wahnwitziger, und die Sicherheitsröhren habe er verstopft: der Kessel könne das nicht aushalten, es sei nicht möglich, sie müßten Alle in die Luft fliegen, ohne Rettung, wenn man dem Wüthenden nicht Einhalt thäte.

Es war wunderbar, wie rasch die Gesellschaft nüchtern ward. Sie wurden einen Augenblick ganz stumm, dann schrie Alles durch einander, der kleine Dicke wollte sich am Tau herablassen in das Boot,

der Prinz rief nach dem Kapitain, Marianne stand regungslos, keine Miene zuckte, ihr Auge war fest auf das Schiff gerichtet —

Indem vernahm man einen dumpfen Knall, ein kurzes zischendes Knattern aus dem Innern des Schiffes, Dampf quoll auf, Flammen schlugen in die Höhe, die Räder standen still, das Schiff neigte sich auf die Seite —

Zum Glück war man ziemlich nah beim Ufer; die Boote wurden ausgesetzt und Alle glücklich an's Land gebracht. Blos der das Unglück angerichtet, der Heizer, war umgekommen; eine Platte des Kessels hatte sich gelöst, der siedende Dampf war in sein Kämmerchen gedrungen, man fand ihn auf der Erde, jämmerlich erstickt, verbrannt, zerschlagen . . . .

Marianne ist noch immer eine gefeierte Künstlerin; seit einigen Jahren spricht man davon, der Prinz von * werde sie sich antrauen lassen. Vorigen Herbst traf ich mit ihr zusammen auf dem Dampfschiff von Ostende nach London. Es war ein angenehmer Zirkel, wir plauderten von Diesem und Jenem. Auch von den Gefahren wurde gesprochen, die man auf Dampfschiffen zu bestehen habe. Marianne lächelte: sie glaube nicht daran, man mache die Sache viel schlimmer, als sie sei. Sie selbst sei einmal in Ge-

fahr gewesen, mit einem Dampfschiff in die Luft zu fliegen, auf einem Schweizer See. Doch seien Alle mit dem Schrecken davon gekommen, nur ein einziger Heizer sei verbrannt . . . .

— — — — — —

Wir kommen zu einer andern Thätigkeit, welche Prutz seit geraumer Zeit bereits und mit eben so viel Geschick als Erfolg ausübt, wir haben von Prutz als Literarhistoriker zu sprechen.

Seine Thätigkeit als solcher ist ebenso umfangreich als verdienstlich. Er publicirte zunächst folgende Schriften: „Der Göttinger Dichterbund"; dann eine Reihe von Jahrgängen eines „literarhistorischen Taschenbuchs"; „Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart"; „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters"; und endlich eine „Geschichte des deutschen Journalismus", die auf drei Bände berechnet ist, wovon leider indeß

nur der erste erschien. Außerdem schrieb Prutz noch kleinere hierher gehörende Aufsätze in verschiedene Journale, welche in den bereits erwähnten „Kleinen Schriften“ gesammelt erschienen.

Wir sehen aus dem Angegebenen, daß Prutz auch auf diesem Gebiet sehr fleißig gewesen ist; leider ist sein hierher gehörendes bedeutendstes Werk, „Die Geschichte des deutschen Journalismus“, bis jetzt nur ein Bruchstück geblieben. Wir wissen nicht, ob mit oder ohne Schuld des Verfassers; sollte es der Fall sein, daß eventuelle buchhändlerische Hindernisse vorhanden sind, so sollte doch der Eine oder Andere unserer reichen Verlagsbuchhändler dieses für unsere Literaturgeschichte so wichtige Werk uns zu erhalten versuchen. Das Werk wird, wenn es vollendet zu einem nicht zu hohen Preise verkauft wird, schwerlich dem Verleger materiellen Nachtheil bringen. —

Zur Charakteristik des Literarhistorikers Prutz geben wir hier einen Artikel aus seiner Feder, welchen wir aus den mehrfach erwähnten „Kleinen Schriften“ entlehnen, einen Beitrag zur näheren Kenntnißnahme des Dichters Shelley.

Shelley und die Poesie des Atheismus.

In der Literatur der modernen Nationen giebt es, besonders in neuester Zeit, eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Berühmtheiten, welche diese Verbreitung, deren ihr Name genießt, diesen Ruf, der sie schmückt, dieses Interesse, das sie begleitet, Alles weit weniger demjenigen verdanken, was (sollte man meinen) gerade in der Literatur zunächst, wenn nicht sogar ausschließlich, in Erwägung kommt, das heißt also literarischen Leistungen, schriftstellerischen Werken: als vielmehr gewissen persönlichen Schicksalen, gewissen praktischen Erlebnissen, welche, wenn auch nicht mit der sittlichen Richtung, nicht mit dem ethischen Kern, doch mit der künstlerischen Begabung, dem ästhetischen Werth ihrer Productionen in der Regel nur in sehr geringem — oder wohl auch in gar keinem Zusam-

menhange stehen. — Besonders zahlreich, wie gesagt, ist diese Gattung von Berühmtheiten in diesen unsern neuesten Zeiten, ja sie nimmt vor unsern Augen von Tag zu Tage zu, je mehr nämlich die Literatur, in ihrem Bestreben, die Wirklichkeit zu durchdringen und sie wiederzugebären aus der Idee, in Conflict geräth mit den bestehenden Gewalten des Staates, der Kirche, der Gesellschaft ꝛc. und je seltsamer, je abenteuerlicher in Folge dessen, in zahlreichen Fällen, die Lebensschicksale der einzelnen Schriftsteller sich gestalten. Keine andere, namentlich keine wissenschaftliche, keine künstlerische Macht prägt heutigen Tages so rasch auf so viele Namen den Stempel der Berühmtheit, als die höchst prosaische, höchst unkünstlerische Macht der — Polizei; in keiner andern Atmosphäre gedeiht die Blume der Popularität besser, als in der Stickluft des Kerkers, in dem Frost der Verbannung, unter den Stürmen und Unbilden persönlicher Verfolgungen.

Die Kritik zwar pflegt sich gegen dergleichen Berühmtheiten doppelt spröde zu verhalten; gleichsam als wäre sie, in diesem allgemeinen Wettkampf um den Preis der Anerkennung, den Kranz des Nachruhms, verpflichtet, die Gleichheit der Waffen aufrecht zu erhalten und Sonne und Wind stets gleichmäßig zu theilen, sucht sie durch doppelte Strenge des Urtheils,

nicht selten sogar durch offenkundiges, nur schlecht verhehltes Mißwollen, durch eine Art eifersüchtigen Argwohns jene Gunst des Zufalls, jenen Vortheil persönlicher Erlebnisse zu ersetzen oder vielmehr aufzuheben.

Und im Allgemeinen läßt sich allerdings nicht leugnen, daß dieses Mißwollen nur zu begründet, dieser Argwohn nur zu gerecht ist. Diese Münzen werden so rasch, mit so wilder Hast, von so rohen, so unkundigen Händen geschlagen, daß es fast ein Wunder wäre, sollten sich nicht einige unächte darunter verlaufen haben; dieser Weg zum Tempel des Ruhms mit Hilfe der Gensdarmen ist, wenigstens in künstlerischem Betrachte, so bequem, daß es sehr natürlich ist, wenn hie und da ein Bönhas, der eigenen Kraft mißtrauend, sich auf diese Weise wohl gar absichtlich in die Gunst des Publikums, den Ruhm des Tages einschmuggeln läßt. Möge also die Kritik immerhin Protest einlegen gegen die Berühmtheiten, die noch etwas Anderes sind als die Söhne ihrer Thaten, das heißt in diesem Zusammenhange ihrer Bücher, ihrer literarischen Talente! Es wird dies in den meisten Fällen in der That nur eine billige Abrechnung sein, mit der, als mit einer Wiederherstellung des wahren und eigentlichen Sachverhältnisses, sowohl das Publikum wie die Autoren selbst, so

schwer es Anfangs Beiden auch fallen mag, doch auf die Dauer sich gleichfalls einverstanden erklären werden.

In den meisten, sagen wir: aber darum noch keineswegs in allen Fällen noch unter allen Umständen. — Sei es, daß für die Mehrzahl unsrer heutigen Dichter diese (wie wir sie im Gegensatz zur eigentlichen, rechtmäßigen, der literarischen nennen wollen) persönliche Berühmtheit, die Berühmtheit der Anklagen, der Steckbriefe, der peinlichen Processe allerdings ein Vortheil, eine Empfehlung, ein Succurs gleichsam ihrer schriftstellerischen Thätigkeit, ihres künstlerischen Vermögens ist: so fehlt es doch auch nicht an entgegengesetzten Beispielen, an Beispielen, meinen wir, wo die persönliche Berühmtheit die literarische, so zu sagen, verschlungen hat, wo die Leistungen in Vergessenheit gerathen sind über den Schicksalen, wo in dem frivolen Interesse der Neugier, dem Interesse des Scandals, der augenblicklichen Leidenschaft das höhere, wahrhafte, das künstlerische Interesse zu Grunde gegangen ist. Das Publikum hat sich mit diesen Autoren gewissermaßen abgefunden; es hat zu viel über sie gelesen, als daß es sie selbst noch lesen möchte; diese empirischen Persönlichkeiten, mit ihren Abenteuern und Schicksalen, ihren Verfolgungen, Leiden und Kämpfen, sind der Lesewelt bereits zu be-

kannt, sie hat sich, aus Zeitungen und Brochüren, Correspondenzen und Anekdoten, bereits ein zu bestimmtes Bild von ihnen gemacht, um die Originale selbst, in ihrer künstlerischen Persönlichkeit, noch aufzusuchen und sich liebend, forschend in sie zu vertiefen.

Bei den Unbedeutenden nun, den Talentlosen, die wirklich keinen anderen Anspruch auf die Beachtung des Publikums haben, als den Anspruch der Neugier oder gar des Mitleids, mag man sich dies gefallen lassen; es ist, in diesen Fällen, eine nicht unverdiente Rache, welche, auch ohne Zuthun der Kritik, die Tagesberühmtheit, die Illusion des künstlerischen Verdienstes, sich selbst zerstörend, gleichsam an sich selber nimmt. Beklagenswerth dagegen und ein wahrhaft tragisches Schicksal ist es, wo dieser uralte, dieser im Princip so wohl berechtigte „Neid der Götter" sich auch an wahrhaft begabten, wahrhaft künstlerischen Naturen erfüllt: Naturen, welche, voll edler Aufopferung, gern jene Schicksale, die sie so berühmt, jene Leiden, die sie so bekannt gemacht, noch einmal durchmachen möchten, gelänge es ihnen nur, durch dieses neue, unberühmte Leiden, diese neuen, ungekannten Verfolgungen sich zurückzukaufen, was sie, kraft ihrer künstlerischen Natur, am Höchsten schätzen von Allem und was ihnen nun doch auf lange, auf immer verloren ist: ein unbefangenes, aber empfäng-

liches, ein naives, aber theilnehmendes Publikum! ein Publikum, das nichts auf ihre Namen giebt, aber das sich auch nicht abgefunden zu haben glaubt mit ihren Werken, deshalb, weil es ihre Schicksale, ihre Abenteuer kennt! ein Publikum, mit Einem Worte, das noch etwas empfinden, etwas lernen will, nicht Alles schon zu besitzen, Alles schon zu wissen glaubt, — das nicht über der Neugier die Theilnahme, über dem Interesse des Tages die Sympathie der Kunst verloren hat! —

Diesem Schicksale, mehr genannt als gekannt zu sein — und wenn gekannt, so mehr durch seine Schicksale als durch seine Schriften, scheint uns, vor vielen Anderen, auch der Dichter verfallen zu sein, dessen Name die Ueberschrift dieses Aufsatzes nennt. Möglich, ja wir wollen wünschen und hoffen, daß es in seinem Vaterlande, unter seinen Landsleuten, anders ist, daß wenigstens hier aus den Nebeln seines persönlichen Schicksals der Stern seines eigentlichen poetischen Wesens sich glanzvoll, in Anerkennung und Liebe, erhoben, daß wenigstens hier, aus dem niedern Gestrüpp der Zeitungsbekanntschaft, der Klatschereien und Gerüchte, die Palme ächten, wahren Ruhmes sich dauernd erhoben hat. — Dagegen was seine Stellung zum deutschen Publikum betrifft, so glauben wir, daß unsre obige Schilderung allerdings vollkommen

auf ihn zutrifft. Wenige Schriftsteller, zumal fremde, zumal solche, die immer nur für eine kleine auserwählte Gemeinde, für die eigentlichen Freunde der Dichtung und der Kunst, niemals für die große Menge, für Leihbibliotheken und Lesezirkel geschrieben haben — wenige Schriftsteller, sage ich, werden in Deutschland verhältnißmäßig genannter und doch ungekannter sein, wenige werden für ihre Schicksale, ihre Leiden so viel sympathetische Herzen, so viel Bewunderer und Freunde — und doch für ihre Schriften so wenig Leser gefunden haben, als dies, zum Mindesten bis vor ganz Kurzem, mit Shelley der Fall war.

Und allerdings, man muß es zugestehen: diese Schicksale sind auch von so gewaltiger, so außerordentlicher Art, dieses Leben selbst gleicht so sehr einer Dichtung, einer wilden, gigantischen, überströmenden, es schwebt über diesen abenteuerlichen Lebenswegen ein so brennender, so fesselnder Glanz: daß diese Hälfte der Erscheinung wenigstens gerechtfertigt, das Interesse, das man, auch ohne den Dichter zu kennen, geschweige denn zu verstehen, doch wenigstens an dem Menschen nimmt, in der That ein natürliches, ein unvermeidliches, ja ein gerechtes ist.

Shelley's ganzes Leben, von seiner Kindheit an bis zu seinem frühen, allzufrühen Grabe, stellt sich, in seiner inneren wie äußeren Zerrüttung, als ein

trauriges Denkmal jener kirchlichen Gewaltherrschaft, jener Inquisitionen und Verfolgungen dar, welche, mitten in dem glorreichen, freien, auf seine Freiheit, seine Glorie so stolzen England, von den Pfründenbesitzern der Hochkirche nicht blos ausgeübt werden — nein, auch gesetzlich ausgeübt werden dürfen, werden müssen.

Durch eine sogenannte „atheistische" Schrift (wir werden in der Folge noch darauf zurückkommen, was es mit diesem englischen „Atheismus" so eigentlich auf sich hat), die er noch als Student zu Oxford, als halber Knabe, herausgegeben, wurde Shelley zuerst durch den Ausspruch der akademischen Behörde einer förmlichen und öffentlichen Aechtung übergeben. Seine Aeltern enterbten, seine Familie, eine der edelsten und angesehensten des Landes, verstieß ihn; Alles, was das Leben sonst werth und theuer macht, der Arm der Liebe, die Brust der Freundschaft, der Schooß der Heimath, verschloß sich vor dem Namen des „Gottesläugners." Aus der Fülle des Reichthums, aus dem Glanz und dem Uebermuth seines aristokratischen Ursprungs mit einem Male hinausgeschleudert, ward er im eigenen Vaterlande ein verlassener und verarmter Flüchtling. Sein erster Versuch, in einer allzu rasch geschlossenen Ehe sich ein neues, heimathliches Leben, einen neuen Herd, eine neue Familie zu begründen,

scheiterte an der Ruhelosigkeit seines verfinsterten und erbitterten Gemüthes. Die Ehe ward gelöst, ein richterlicher Spruch beraubte ihn, den Atheisten, den Verderber, sogar des väterlichen Rechtes und trennte ihn von seinen Kindern.

Da verließ er England auf immer. Nach Italien geflüchtet, in Byron's, des Seelenverwandten, Umgang, an der Seite einer zweiten Gattin, getragen und eingewiegt von dem köstlichen Frieden der hesperischen Lüfte, hoffte er selbst einen neuen geistigen Frieden zu gewinnen.

Und Friede ward ihm zu Theil, nur ein anderer freilich, als der dreißigjährige Mann erwartet hatte. In jenem prächtigen Meerbusen von Genua, der Lust und Augenweide des Gesunden, dem heilenden Bade des Kranken, ertrank Shelley — und wo unter unseren Lesern wäre ein Einziger, dem nicht in erschüttertem Gedächtniß jene märchenhaft wunderbare Scene geblieben wäre, wie Byron, in einsamer Nacht, am öden Strand des Meeres, die Leiche seines Freundes verbrennt, ein Achill des Titanenkampfes am Scheiterhaufen seines Patroklus, und wie endlich nun das Restchen Asche in Rom an der Pyramide des Cestius eine letzte Stätte findet . . .

„Verflucht vom Vater und geliebt vom Weibe,
Zuletzt ein Stern im wilden Meer versunken?!“

(Ged. e. Lebend. I, 141.)

Allein dies, wie gesagt, war auch, bis vor Kurzem wenigstens, das Einzige, was das deutsche Publikum von diesem Dichter wußte. Vergebens, daß einzelne Literaturfreunde auf einzelne seiner Dichtungen aufmerksam machten, vergebens, daß man sogar sein Trauerspiel die Cenci's, ein Stück von gigantischer Wildheit, unschön und undichterisch, dennoch merkwürdig als eine psychologische Caricatur, voll Energie und Pathos, ins Deutsche übertrug: sei es, daß die Probe nicht ganz glücklich gewählt war, sei es, daß die persönlichen Schicksale des Dichters eben hingereicht hatten, die Theilnahme des Publikums zu erschöpfen, genug: es wollte, trotz aller Hinweisungen, aller Empfehlungen, zu keiner rechten Bekanntschaft, keinem rechten Verhältniß kommen; man hielt sich (wie wir es oben schilderten) durch den Antheil, den man dem Menschen geschenkt, des Antheils am Dichter, am Kunstwerk für überhoben; man las Capitain Marryat und Ainsworth, Alexander Dumas und Eugen Sue — und wo zufällig die Rede auf Shelley kam, da hieß es: Ei ja, war das nicht der —?! Ja freilich, der Unglückliche, der Arme... und damit ging man sehr selbstvergnügt und sehr erfreut über seine ästhetische Bildung von dannen. —

Erst in der neuesten Zeit, in diesen letzten fünf oder sechs Jahren, ist durch wiederholte Uebertragungen

sämmtlicher Shelley'scher Schriften der Versuch gemacht worden, zu der Bekanntschaft, deren seine Person, sein äußerliches Schicksal bisher genoß, nun auch seine Dichtungen, sein innerliches Leben in die Bekanntschaft unsers Publikums einzuführen. — Wir lassen dahingestellt sein, von welcher Beschaffenheit diese Versuche selbst und ob namentlich irgend ein wirkliches Bedürfniß, eine innere Nothwendigkeit — oder vielleicht nur äußere, buchhändlerische Rücksichten, Rücksichten der Concurrenz und des gewerblichen Verkehrs, dabei zu Grunde gelegen. Immerhin, wenn das Publikum sonst Neigung verspürt, so ist jetzt doch wenigstens die Möglichkeit geboten, die Gelegenheit erleichtert, die Bekanntschaft des Dichters zu machen und den bisherigen hohlen Schattenriß durch lebendig wirkliche Gestalten auszufüllen.

Hiemit aber, nach unserer Auffassung der Literaturgeschichte, tritt nun auch für diese die Verpflichtung ein, sich mit Shelley auf's Neue zu beschäftigen und, durch Darlegung seiner historischen Zusammenhänge, seiner inneren geschichtlichen Entwicklung, den Dichter mit dem Publikum zu vermitteln.

Es ist nicht die Absicht dieses Aufsatzes, sich diesem Amt nach seinem ganzen Umfange zu unterziehen; wir überlassen dies Anderen oder wenigstens anderen Gelegenheiten, wo, in einer Gesammtübersicht der

modernen poetischen Entwicklung, neben Byron, Heinrich Heine, Georges Sand, auch für eine ausführlichere Betrachtung Shelley's der Platz sein wird. Für den Augenblick ist es uns nur um einen einzelnen Punkt zu thun: einen Punkt allerdings, der sehr nahe liegt und in dem, wie es uns scheint, die Wirksamkeit des Dichters, vorausgesetzt, daß ihm eine solche bei uns überhaupt zu Theil werden wird, sich, zumal unter den gegenwärtigen Umständen, zunächst concentriren muß. — Wir meinen seinen Atheismus.

Doch hiezu muß uns gestattet sein, von dem Dichter abschweifend, einen Blick auf die kirchliche Entwicklung Englands und sein religiöses Leben im Allgemeinen zu werfen.

Man hat England öfters glücklich gepriesen und es Heinrich dem Achten als einen Handstreich tiefster Klugheit, wenn nicht gar Weisheit, nachgerühmt, daß durch die chevalereske Art, mit welcher er auf eigene königliche Faust die kirchliche Reformation Englands äußerlich vollendet hat, dem englischen Volke gleichsam Zeit und Mühe erspart worden ist, diesen Proceß der Reinigung und Wiederbelebung auch innerlich durchzumachen.

Und freilich auf den ersten Anblick ist der Contrast zwischen den Unruhen und Zersplitterungen

Deutschlands und der raschen und glanzvollen Blüthe, zu welcher gerade während dieser Zeit England sich entfaltete, ein für die deutsche Geschichte sehr ungünstiger. Allein im lebendigen und kräftigen Organismus sind auch die Krankheitserscheinungen nur Krisen und Epochen, deren die Gesundheit und das Leben selbst, als nothwendigen Uebergangs, zu ihrem eigenen Heil bedürfen. Ein umsichtiger Arzt daher giebt dem krankhaften Stoffe Raum, sich auszuleben und zu vollenden; gewaltsam dagegen in den Organismus zurückgetrieben, wird er zu einem schleichenden Gift, das bald die edelsten Bewegungen des Lebens hemmt.

Als ein solches schleichendes Uebel erbt in England die Kirche fort: ein katholischer Ueberrest immitten eines gesunden, freien, protestantisch tüchtigen Volksstammes, wie ein Blutschwamm genährt von dem edelsten Mark des Landes und mit allen einflußreichen Familien, selbst mit den Talenten und Genien der Nation verwachsen und verflochten durch unlösbare Bande des Eigennutzes, der Habgier und der Sinecure.

Und wie der falsche Reformversuch Heinrich's des Achten dem englischen Volke durch äußerliche Erhaltung dieses Uebels verderblich geworden ist, eben so viel und noch mehr hat derselbe ihm dadurch geschadet, daß er ein innerliches Gut ihm geraubt und vorent-

halten hat: die geistige Bewegung (meinen wir) der Reformation, die Befreiung von dem Wuste mittelalterlicher Scholastik, die Anregung zu jener freien, selbsteigenen und unaufhaltsamen Entwicklung des Gedankens, welche bei uns in Deutschland auf dem Gebiete der Wissenschaft schon lange die edelsten Früchte reift, und die nun auch unserem übrigen gesammten Leben eine gleiche goldene Frucht mit göttlicher Sicherheit verheißt.

Ueberaus merkwürdig dagegen ist es und kann alle diejenigen, welche, den unsichtbaren, geistigen Boden einer That geringschätzend, nur an der unmittelbaren, derben Nutzbarkeit des Geschehenden sich halten, wohl zu einigem Nachdenken ermuntern, daß, so sehr auch eben in England die praktischen Gebote des Christenthums, Wohlthätigkeit, Pflege der Armen und Gefangenen und ähnliche Satzungen der Liebe durch einen großen und thätigen Theil der Nation zu musterhafter Ausführung gelangen, dennoch die ideale, die speculative Seite der Religion, die Theorie, das Bewußtsein von ihr, kaum irgendwo unfreier, unlebendiger und verdumpfter ist, als hier: — so daß sogar jene praktische Religiosität, statt an der Theorie und der speculativen Einsicht eine sichere Lenkerin zu finden, vielmehr von derjenigen Partei, deren Sache

die Entwickelung und Ausbildung der Theorie sein sollte, von den Theologen also und der öffentlichen Geistlichkeit Altenglands, nur unwillig geduldet, nie anerkannt, sogar als Sache der Quäker und Dissenters in offene Opposition gestoßen wird.

Am Deutlichsten zeigt diese Unmündigkeit und Unentwickeltheit, in welcher der englische Geist auf dem religiösen Gebiet gehalten worden ist, sich da, wo er selbst recht frei, recht tapfer auftreten will, in seinem eigenen Kampf gegen das Gebäude altenglischer Kirchenverfassung und Orthodoxie. Es wird uns schwer, ja beinahe unmöglich, von unserem Standpunkt aus diesem Kampf noch einige Theilnahme zu schenken, da offenbar beide Kämpfer mit gleich unedlen Waffen fechten, und überhaupt noch gar nicht in derjenigen Sphäre sich befinden, wo der Kampf eine Lust wird und ein Ruhm.

Der englische Geist, bei allen Talenten und allen Vorzügen, ermangelt dennoch des eigentlichen, in sich übereinstimmenden Selbstbewußtseins, das heißt einer durchgebildeten, consequenten und eigentlich wissenschaftlichen Philosophie. Es fehlt ihm daher auch die Macht, über die Trümmer jener Orthodoxie hinaus sich in freiem und frischem Fluge zu erheben. Seine ganze Arbeit in diesem Kampfe besteht lediglich in

einer einseitigen Negation, welche, gleichwie die Orthodoxie auf eine brutale Autorität der Ueberlieferung und des Besitzes zu bauen sucht, so ihrerseits diesen Autoritäten gegenüber die schlackenvolle Subjectivität, den gemeinen Menschenverstand, den allerrohesten, allertrivialsten Rationalismus brutalisirt.

Man erinnere sich nur an die englischen Deisten und Atheisten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Ueber diesen Standpunkt einseitig praktischer Bedenklichkeit, nüchternen Zweifels, spitzfindigen oder plumpen Hohnes sind die Engländer, weil sie die philosophische Ausbildung vernachlässigt haben, noch heut zu Tage, selbst wo sie als Freidenker dem Netz der Orthodoxie entschlüpfen wollen, nur selten oder nie hinausgekommen. Zwar wie wär' es auch anders möglich, da sie ja noch heut zu Tage fest steht, die Mauer der Hochkirche, mit ihrer Cannelirung von Dogmen und Clauseln und Ueberzeugungseiden, wohlgemerkt, auch mit den soliden Außenwerken ihrer Pfründen und Zehenten und Sinecuren?! — Und so müssen auch noch heut zu Tage die wenigen Köpfe, die sich in England überhaupt der geistigen, nicht bloß der kaufmännischen Speculation zuneigen, gleichsam als Mauerbrecher gegen die Orthodoxie sich abnutzen: — ein Bemühen, welches wir in Deutschland zu weit hinter

uns haben, als daß wir an diesem Schauspiel noch einen gemüthlichen Antheil nehmen könnten.

Mit Einem Worte also: so craß und plump, wie die englische Rechtgläubigkeit, so craß und plump ist auch der „Atheismus“, der sich gegen sie erhebt; selbst jene Zuthat prickelnden Witzes, frivoler Eleganz, welche die englische Freigeisterei der Shaftesburys und Bolingbrokes, wenn auch nicht geschmackvoller, nicht nahrhafter, nicht lebensfähiger, doch wenigstens pikanter, wenigstens unterhaltender machte, ist in dem materialistischen, praktischen England des neunzehnten Jahrhunderts verloren gegangen — und nichts übrig geblieben, als gegen einen unverschämten Glauben ein unverschämter Unglaube, auf ein freches Ja ein ebenso freches Nein. — —

Bei dieser Gelegenheit sei es verstattet, einer Ansicht zu gedenken, in welcher gegenwärtig, wie es scheint, nicht Wenige, und sogar die Besten, befangen sind, und die vermuthlich auch gegen das von uns eben Ausgesprochene wird eingewendet werden: einer Ansicht, die an sich sehr achtbar, sehr ehrenwerth, dennoch irrthümlich ist und somit, wie jeder Irrthum, widerlegt und berichtigt werden muß.

Nämlich wie wir hier mit flüchtiger Hand darauf hingedeutet haben, um wie Vieles der deutsche Geist

in der Theorie, der geistigen Ausbildung und Freiheit dem englischen überlegen ist, so haben auch Andere schon diese Lichtseite der deutschen Entwickelung, anderen Nationen gegenüber, hervorgehoben und auf sie, als auf den verheißungsvollen Stern der Zukunft, hingewiesen.

Hiegegen nun ist es Sitte geworden, wie gegen eine hohle und selbsttäuschende Eitelkeit, in's Feld zu ziehen. Was wir denn besitzen, fragt man, an dieser gerühmten Freiheit der Theorie, da doch überall, Gott weiß es! wo wir in der Praxis einen freien Sprung thun wollen, uns eine Kette am Bein nachklirrt, die nicht einmal vergoldet, höchstens — verrostet ist? Was haben sie uns genützt, unsre Philosophen und Poeten, unsre Künstler und Gelehrten? Ja was hat sie uns genützt, diese deutsche Innigkeit und Keuschheit des Gemüthes, mit der wir über unsere frivolen Nachbarn jenseit des Rheines uns erheben wollen? Sind wir glücklicher darum und freier und mächtiger, weil Luther ein Deutscher war und Göthe und Hegel Deutsche und weil von jeher der erste Anstoß zu allen weltbewegenden Erfindungen von Deutschland ausgegangen ist? Man hat Kant's Kritik der Vernunft mit der französischen Revolution parallelisirt — sehr wohl: nur möchte schwerlich, ohne daß unsere prak-

tischen Nachbarn die Guillotine so fleißig und das Bajonnet so tapfer gehandhabt hätten, bei uns nur jemals ein Lüftchen sich geregt, nur ein Hälmchen sich entwickelt haben.

So auch, fährt man fort, ist es wahr und richtig, daß der englische Geist den unschätzbaren Proceß der deutschen Reformation nicht durchgemacht hat, daß das religiöse Leben, die kirchliche Verfassung in England an unglaublichen Gebrechen krankt, und daß die Prälaten der Hochkirche zumeist nichts Anderes sind, als faule Bäuche, die das Volk mästet, um obenein von ihnen sich knechten zu lassen. Ist jedoch bei dem Allen und trotz der schlechten Kirchenverfassung, trotz der verderblichen Macht der Bischöfe die bürgerliche Freiheit in England nicht unendlich größer, vor Allem das politische Bewußtsein unendlich lebendiger, thätiger und verbreiteter, als bei uns? Ja wir, die wir nun so stolz sind auf unsere Reformation, unsere freidenkenden Theologen, unsere gewaltigen Philosophen, sind wir in der That überall auch nur kirchlich freier, als die Engländer? Kennt man sie bei uns so gar nicht, die gottseligen Eiferer, die den Gedanken kreuzigen und, wenn sie nur könnten, den Denkenden dazu? Ja noch mehr — können sie es, thun sie es nicht wirklich auch bei uns?! — —

Darum räth man uns, die Theorie hinwegzuwerfen, die uns weise mache, aber nicht klug, froh, aber nicht satt, und kopfüber uns hineinzustürzen in die Praxis — oder, falls unsere Kraft dazu nicht ausreicht, uns demüthig unterzuordnen unter die Engländer, die Franzosen oder, was das Nächste sein wird, die Russen: — wir selbst nur gleichsam der Chorus der großen Welttragödie, der mit Sentenzen und goldnen Worten dazwischen spricht, während die Helden des Drama's kämpfen, siegen und erobern — !

Ja von Männern der Wissenschaft selbst ist es ausgesprochen worden, ausgesprochen freilich zu einer Zeit, wo Gewaltthat im Innern und drohende Gefahr von außen auch den besonnenen Mann verwirren konnten, daß wir nun genug hätten der Wissenschaft und genug der Kunst: —

„Dichten? ich wär' ein Kitzlein lieber und schrie Miau,
Als einer von den Versballadenkrämern.
Lieben? ist dies 'ne Welt
Zum Puppenspielen und mit Lippen fechten?“

Dergleichen nun, so ehrenwerth und männlich es für den Charakter des Einzelnen auch ist, haben dennoch, als Einwand und Widerlegung, ernstlicher

Weise nur diejenigen zu scheuen, welche (und auch an ihnen fehlt es nicht) sich ein für allemal mit unserer theoretischen Rolle begnügen wollen und die Praxis verachten. Diese sind allerdings in demselben Unrecht, wie die Andern, die Verächter der Theorie. Die Lösung des Widerspruchs aber und das wahrhafte richtige Verhältniß scheint uns erst folgendes zu sein.

Immer und überall ist der Geist das Ursprüngliche und das Prius, die Theorie mithin, als die freie Selbstbewegung des Geistes in sich selbst, das an sich Berechtigte, Wahre und Höhere.

Weiter nun aber giebt es keinen Geist, der in abstracter Einsamkeit ewig nur in sich verharrt, und vor der Entwicklung, der Genesis, dem erfüllten Sein, das ja vielmehr sein Begriff und Wesen ist, sich zurückzieht. So auch giebt es keine Theorie, die ewig nur Theorie bliebe: sondern gerade weil sie Theorie ist, muß sie einmal Wirklichkeit, Thatsache, Praxis werden. Das Wort ward Fleisch, die Wahrheit Wirklichkeit — und die Theorie wird Praxis.

Andererseits giebt es auch keine Praxis ohne Theorie; jedem Dinge, das geschieht, liegt, um an Plato zu erinnern, seine vorgebildete Idee, sein göttlicher Abriß zu Grunde. Nur, daß oftmals der in

der Praxis Befangene von der eigenen Theorie nichts weiß; er hat kein Bewußtsein über sich, er erkennt selbst nicht die Wege, die er geht, er steht außerhalb des Geistes, er verfällt, in gewissem Sinne, der knechtischen Dienstbarkeit der Natur, die auch den Ruhm Gottes verkündigt und weiß es nicht.

Dies ist die Stellung jener Völker, jener Individuen, welche es verschmähen, an der großen und göttlichen Arbeit der Theorie sich zu betheiligen und in der Praxis allein eine würdige Ausfüllung ihres Daseins zu finden glauben: eine Stellung, welche, so viel Glänzendes und Vortheilhaftes sie im Augenblick auch für sich habe, doch auf die Dauer eine durchaus unhaltbare, unmögliche, weil unberechtigte, ist.

Dagegen hat nun der Deutsche eben darin, daß er die Theorie als Eigenthum besitzt, daß er ein Bewußtsein hat von seiner Entwickelung, und seit Jahrhunderten, ein unermüdeter Sieger, die Schlachten des Geistes kämpft — eben darin hat der Deutsche ein unerschütterliches Unterpfand, daß auch ihm einst die Zeit der Erfüllung kommt, wo das Wort Fleisch wird. An diesem Glauben, an dieser Ueberzeugung sollen wir festhalten, wie grell auch mitunter die augenblicklichen Zustände ihm widersprechen mögen;

wir sollen, wie wenig es uns auch vergönnt sei, in der Gegenwart den Sieg des Geistes in seiner Wirklichkeit zu schauen, dennoch unsere Arbeit und unsern Lohn zugleich darin setzen, daß wir diesen Glauben nicht fahren lassen an die deutsche Zukunft.

Niemand gewiß wird uns beschuldigen können, die Dinge absichtlich in's Rosige zu malen und mit kindisch schmeichlerischer Hand Pflaster legen zu wollen auf offene Wunden. Allein so erlaubt es ist, ja so verpflichtet wir sind, die Nation auf ihre Schäden und Gebrechen, ihre Irrthümer und Fehlgriffe aufmerksam zu machen, ebenso erlaubt, ebenso pflichtmäßig ist es auch, mit bescheidenem Stolz den Dentschen, der ja sonst um seiner Demuth willen übel berufen ist, an das Erbtheil zu erinnern, auf das er Anspruch hat, sowie an die Eigenschaften, durch welche er sich diesen Anspruch erworben; es muß erlaubt sein, mit Freude und Beruhigung auszusprechen, unbeschadet unsrer praktischen Mängel, die wir ja gar nicht in Abrede stellen, geschweige denn einbalsamiren und für ewige Zeiten beibehalten wollen — im Gegentheil, wir brennen ja vor Begier, wir sehnen uns ja danach, sie abzuwaschen in einem reinigenden, kräftigen Bade, und nur dies, daß man uns abhalten will von diesem Bethesda der Völker, nur dies ist ja unser Gram —

es muß, sage ich, erlaubt sein, auszusprechen, daß unsere geistige Cultur eine höhere ist, als die des englischen Volkes, und daß (um auf unser ursprüngliches Thema zurückzukommen) auch Shelley's Atheismus bei uns nur als eine fremdländische Merkwürdigkeit gelten kann.

Denn ganz diesen puerilen Atheismus, den wir oben bezeichnet haben, und der ein unendlich Großes, nämlich den Umsturz der gesammten christlichen Bildung vollbracht zu haben glaubt, wenn er etwa an dem Wunder von den fünftausend Hungrigen oder an noch unwesentlicheren Dingen zweifelt, begegnen wir nun auch in Shelley's Dichtungen; ganz dieses unerhebliche und kindische Bemühen, immer und überall nur in die Ungereimtheiten der Ueberlieferung sich fest zu beißen, dieser durchgängige Irrthum, die Tradition mit der Wahrheit, den schlechten Inhalt der Kirche mit dem Inhalt des Christenthums selber zu verwechseln und, abgesehen von jedem historischen Proceß, diese für jene anzugreifen — dies Alles, in seiner barocksten Steigerung, ist so recht eigentlich das Pathos und der Inhalt der Shelley'schen Muse.

Uns Andere, die wir nicht den Druck der englischen Kirche und daher auch nicht die wunderlichen

Verrenkungen kennen, mit denen man sich diesem Joch entziehen will, kann dabei nur ein unbehagliches Frösteln überfallen, wie wenn wir die Rodomontaden und Renommistereien eines unbärtigen Helden mit anhören müssen, der seine elenden Wirthshauszänkereien mit dem Anspruch welthistorischer Begebenheiten vorträgt; wir können nur Mitleid, nur Bedauern empfinden mit dieser Kurzsichtigkeit, die, als ob es überall keine anderen, edleren Ziele gäbe, immer nur auf diesen Einen Punkt losschlägt — eine fortwährende, sehr edel gemeinte, sehr schön gedachte, aber doch nur eine Don Quixoterie, die, statt mit Riesen, immer nur mit Windmühlen ficht! —

Man lese, um aus unzähligen Stellen nur eine hervorzuheben, in den Anmerkungen zur „Königin Mab" die Raisonnements über Bibel und Christenthum nach (S. 36—39 der vortrefflichen Uebersetzung von Jul. Seybt, Leipz. 1844), die in folgender charakteristischer Note gleichsam ihren Gipfel finden: „Seitdem sind mir Gründe aufgestoßen, nach welchen sich argwöhnen läßt, daß Jesus ein ehrgeiziger Mensch gewesen, der nach dem Throne von Judäa trachtete."

Und etwas später, wo er die Wahrhaftigkeit und Göttlichkeit des Christenthums artikelweise widerlegen will: „Selbst vorausgesetzt, daß ein Mensch einen todten

Leichnam vor Euren Augen auferwecken sollte, und darauf fußend sollte er verlangen, als der Sohn Gottes angesehen zu werden? — Die Humane Society ruft ertrunkene Personen wieder in's Leben und da sie keinen Hehl aus dem dabei angewandten Verfahren macht, werden ihre Mitglieder nicht fälschlich für Söhne Gottes gehalten."

Allein es ermüdet uns, dergleichen Plattheiten noch weiter abzuschreiben. Auch werden schon diese wenigen Stellen hinreichend sein, dem Leser einen Begriff zu geben, in welchen ausgefahrenen, niedrigen Gleisen, um nicht zu sagen, in welchem Staub und Schmutz Shelley's Aufklärungseifer sich bewegt, und welche Pygmäen es im Grunde sind, Beides, sowohl die hier kämpfen als gegen die gekämpft wird. Der schlimmste von allen Fehlern, die ein Poet, ein Künstler begehen kann, ist bekanntlich Geschmacklosigkeit. Geschmacklos aber ist es — ja es ist einsichtslos, es ist kindisch, an Dinge, welche ihre Wahrheit ganz wo anders haben, als in der unmittelbaren, empirischen Wirklichkeit, in der Nothwendigkeit nämlich des historischen Processes, in der Wahrheit der geschichtlichen Entwicklung, der sie als Stufen und Uebergänge, als Bild und Zeichen dienen — es ist, sage ich, geschmacklos und kindisch zugleich, an dergleichen Dinge den Anspruch positiver,

historischer Thatsachen zu stellen und dann, weil sie diesen Anspruch nicht erfüllen, eine rohe, brutale Polemik gegen sie zu eröffnen. Ja und wenn die ganze übrige Welt angesteckt wäre von dieser krassen, materialistischen Verständigkeit, wenn es noch irgend dämmerte, das höhere geschichtliche Verständniß, das auch diese Anfänge und Uebergänge, diese — daß ich so sage — Windeln der Menschheit achtet, darum zwar, weil es sie versteht und in ihrer Nothwendigkeit begreift — wenn es noch nirgend anders aufgedämmert wäre, dies höhere geschichtliche — und darum auch leidenschaftlose, darum duldsame, darum versöhnliche Bewußtsein: in dem Künstler, dem Dichter dennoch sollte es leben! es sollte in ihm leben, nicht als erlernte Kenntniß, als ausgebildetes philosophisches System: nein, wie es in jenen Traditionen selbst lebt, als Ahnung, als Instinkt, als unmittelbares, unwillkürliches Leben! Alle Religion ist anthropomorphistisch und alle Poesie ist es auch; es wird eine Zeit kommen, sogar zum Theil sie ist bereits erschienen, wo es keine andern Priester mehr geben wird, als die Dichter, die Künstler, wo wir keine andern Bekenntnißschriften mehr haben werden, als unsre Dichtungen, unsre Kunstwerke.

Also sollen die Poeten wohl gar Pietisten sein? Also was den frischen Hauch der Gegenwart nicht mehr vertragen kann, todte Ueberreste vergangener Epochen,

gesprengte Hülsen früherer Entwicklungen, der Poet soll es einbalsamiren in Vers und Reim und ihm ein unnatürliches, unwahres Dasein, kein künstlerisches, nur noch ein künstliches, erheucheln?!

Nein: aber den Keim des Wahren, den Kern des Menschlichen, der auch in diesen Verhüllungen noch lebt, soll er, der Dichter, als berufener Priester der Wahrheit, der Menschlichkeit, mit liebender Hand hervorziehen und pflegen! er soll, wo die religiösen Traditionen ihre unmittelbare, reale Existenz verloren haben, sie zurückführen auf ihre allgemeine menschliche Grundlage und ihnen solchergestalt ein neues Dasein bereiten in der Welt der Kunst! er soll, wenn das Gewand des Mythus zerrissen ist, der Idee, die sich in ihm verhüllte, einen neuen Leib, eine neue Gestalt, eine plastisch lebendige, eine Gestalt der Schönheit und der Kunst gewinnen!

Oder wo er das nicht vermag, wo die Ohnmacht seines Talentes (und allerdings ist die Aufgabe eine der gewaltigsten und selbst solche Werke, wie z. B. Sallet's Laienevangelium, ein so werthes, so heiliges Vermächtniß, das Vermächtniß eines durchaus edlen, reinen, dem Höchsten mit Innigkeit zugekehrten Geistes uns dasselbe auch ist, zeigen doch mehr erst die Spur, als daß sie den Weg zum Ziele wirklich schon betreten hätten) oder auch die Stimmung seiner Zeit ihn

hindern: wohlan, so fordern wir wenigstens dies vom Dichter, daß er sich nicht feindlich, nicht polemisch dagegen verhalte! so mag er sie liegen lassen, eine fremde, bedeutungslose Welt! so mag er vorübergehen an dieser Asche, aus der erst ein späterer Genius ein neues, wahrhaft menschliches, wahrhaft künstlerisches Gebilde erwecken wird! — Aber nur nicht sie mit Füßen treten! nur nicht sie mit Hohnlachen in die Luft streuen, gleich der Asche eines Verbrechers!

Und selbst das Hohnlachen, selbst der Spott, die Frivolität, die muthwillig, unbekümmert, den Kern mit der Schale zerstört, bloß um des komischen Effectes willen — warum sollten wir nicht eingestehen, daß selbst er, künstlerisch genommen, uns noch immer erträglicher dünkt und man sich ihn (wenn es einmal sein muß) noch ehe gefallen lassen kann, als das beschränkte Pathos, den komischen Ernst, die himmelstürmerische Wuth, wie sie z. B. Shelley entwickelt? Was Shelley trifft, wogegen er eifert, ist überall nicht der Kern, nicht das Wesen: überall bloß die Schale, nur die zufällige Außenseite, der leere Schatten. Gegen Schatten aber soll man nicht mit Kartätschen fechten; wer gewisse Dinge noch ernsthaft widerlegen kann, der gilt uns nur um wenig besser, als wer sie ernsthaft glaubt. — Selbst die Macht des Shelley'schen Talentes, die Pracht seiner Bilder, der Schwung seiner

Beredtsamkeit, die gedrungene, nervigte Kraft seiner Rede — es kann uns Alles nicht hinweghelfen über ein gewisses Gefühl des Mangels, eine gewisse Empfindung der Leere, eine Art unbehaglichen Bedauerns, daß so schöne, so edle Kräfte sich aufreiben in einem so thörichten, so unnöthigen, — in einem Kampfe, der so eigentlich gar kein Kampf mehr ist. —

Kein Kampf?! Aber war es nicht dieselbe Orthodoxie, gegen die Shelley die Waffe seiner Dichtung schwingt, welche, Kraft der Gewalt, die ihr im englischen Staatsleben eingeräumt ist, das persönliche Dasein des Dichters unheilbar zerrüttete? Diese Bollwerke der Ueberlieferung, diese Pfeiler der Gläubigkeit, gegen die er die Bomben seines Zornes, die glühenden Kugeln seines Hasses schleudert — sind es nicht dieselben, auf welche eben jene Prälaten, jene Geistlichen, ja auf die jene ganze englische Hochkirche sich stützt, von der Shelley, ein Märtyrer, ein Glaubensmärtyrer des neunzehnten Jahrhunderts! so schmachvoll behandelt, mit so überlegter Grausamkeit in seinen Untergang gewissermaßen hineingetrieben ward?!

Ganz gewiß: allein so wär' es doch viel näher, viel wirksamer gewesen, statt einer blassen, abstracten Grundlage, statt eines zweifelhaften, unklaren Systems vielmehr die Personen anzugreifen, die es nicht nur vertreten, nein, die es sogar absichtlich mißbrauchen im

Dienst der Selbstsucht und des gemeinen, eigennützigen Interesses! Diesen Leuten selbst kommt es ja auf ihre Orthodoxie gar nicht an, nur auf den Nutzen, den sie davon haben; was Katechismus und Symbolum, wenn sie nur ihrer Bisthümer und Renten sicher sind? was alleinherrschende Kirche, wenn nur ihnen selbst, die sie die Kirche bilden oder doch zu bilden vorgeben, die Alleinherrschaft in Händen bleibt?! — Hier war der Punkt, auf den Shelley seinen Angriff hätte richten sollen; hier ist die Stelle, wohin der Angriff, unter ähnlichen Umständen, immer wieder gerichtet werden muß. Statt sich in die grauen Höhlen der Theologie zu verlieren, statt seine Kraft abzunutzen in einem thörichten Kampfe gegen Wunder, die doch Niemand mehr glaubt, oder wer sie noch glaubt, sehr wohl: so werden Shelley's Gegenbeweise ihn auch nicht bekehren, so ist das eine Privatsache, die man Jedem überlassen kann, so lange und so weit sie eben Privatsache ist, das heißt, so lange sie nicht übergeht in das öffentliche Verhalten, das politische Gebahren — statt dieser „atheistischen" Don Quixoterien, sage ich, wie anders würde die Theilnahme, wie anders der Erfolg, der poetische sowohl als der praktische, ja wie anders, in lebendiger, plastischer Darstellung, würde der Kampf selbst gewesen sein, hätte Shelley, statt der Systeme, vielmehr die Personen bekämpft, die so brutal waren,

diesen Systemen praktische Geltung zu geben! hätte er, statt gegen die Orthodoxie, vielmehr das Schwert gezogen gegen die Orthodoxen selbst, gegen ihre Herrschsucht, ihre Geldgier, ihre sittliche wie bürgerliche Verworfenheit! hätte er, statt sich die edle Stirn einzurennen an dieser Mauer der Hochkirche, sich vielmehr unmittelbar in das Leben gestürzt und die Verkehrtheit des Staates, der diesen Blutschwamm von Kirche in sich duldet, die Krankheit der Gesellschaft, welche diese feisten Würdenträger in sich erzeugt, zum Gegenstand seines Zornes gemacht!

Shelley selbst hat es versucht; er hat sich nicht gescheut, auch die politischen Consequenzen seiner religiösen Denkweise zu ziehen und denselben Radicalismus, den er theologisch bethätigt, auch in der Beurtheilung politischer Zustände an den Tag zu legen.

Doch Radicalismus ist nicht das rechte Wort: wir müssen sagen Fanatismus. Nichts bekanntlich trocknet den Menschen mehr aus, nichts macht ihn einseitiger, verblendeter, unzugänglicher, nichts raubt ihm mehr die natürliche, schöne Freiheit des Urtheils, ja nur der Anschauung, als theologische Streitigkeiten. Auch Shelley scheint durch die wunderliche Heftigkeit, mit welcher er sein Auge immer nur und immer auf gewisse theologische Fragen gerichtet hielt, den freien, leben-

digen Blick für die Angelegenheiten des Staates und der Gesellschaft verloren zu haben. Er ist auch als Politiker viel zu sehr Theolog, das heißt viel zu sehr Fanatiker; denselben blinden Eifer, denselben einseitigen Rigorismus, dieselbe (das Wort muß heraus, so schlimm es klingt) bornirte Wuth, mit der er sich gegen die Ueberlieferungen des Glaubens erhebt, kehrt er auch gegen die Zustände des Staats und der Gesellschaft.

In einigen solcher Partieen, wo er sich an concrete Erscheinungen hält und wirkliche Verkehrtheiten der Menschen weniger züchtigt als abmalt, erreicht er, vermöge seiner mächtigen Rhetorik und dieser ernsten Gluth der Leidenschaft, die ihn überall beseelt und ihn, selbst in seinen Irrthümern, seinen Fehlern, noch immer achtbar, immer liebenswürdig erscheinen läßt, einen großartigen Effect; er nähert sich hier dem Besten, was wir von der Satire des hohen Stiles kennen (vergl. z. B. S. 15 der obengenannten Uebers.). Zumeist jedoch schwächt auch hier das Uebertriebene, Unwahre, Einsichtslose die Wirkung und verstimmt, statt zu erschüttern. Wie alle Geistlichen ohne Ausnahme Gaukler, alle Religion Betrug und Zwang, so sind ihm auch alle Könige ohne Ausnahme Mörder und Tyrannen, alle Minister Schufte, alle bürgerliche Ordnung eine Last:

„Woraus denkst du, daß Fürsten und Schmarotzer
Entsprossen und die unnatürliche
Schaar Drohnen, welche Müh' und unbesiegbar
Elend auf jene häufen, welche bauen
Ihrer Paläste Glanz und für sie ernten
Ihr täglich Brot? Sie sproßten aus dem Laster,
Dem schwarzen, scheußlichen, aus Raub und Wahnsinn,
Verrath und Trug, aus Allem, was inmitten
Der Menschen Elend zeugt, und was die Erde
Zu dieser dornenvollen Wüste schafft,
Aus bösen Lüsten, Rach' und Mord."

(S. 9.)

Shelley stellt sich in dieser Richtung auf einen Standpunkt der Abstraction und der geflissentlichen Uebertreibung, den man kaum noch als eine Verirrung bedauern, den man, als eine Unwahrheit, nur noch ablehnen und bekämpfen, am Wenigsten aber theilen kann. Der ganze alte Sturm und Drang unsrer sentimentalen Periode, die ganze überschwängliche Subjectivität unsrer Romantiker kehrt bei ihm, mit dem Anspruch eines Neuen und Unerhörten, wieder: — wie uns denn auch dies beachtenswerth und ein nicht unerheblicher Beitrag zur Charakteristik unsers Dichters scheint, daß er Schubarts, unsers deutschen Schubarts verrufenen, schwülstigen, geschmacklosen Ahasver, der ihm in London, ich weiß nicht durch

welchen Zufall, in die Hände gerathen war, gleichsam als ein Musterstück deutscher Poesie, ein Document geistiger Uebereinstimmung, in den Noten zur Fee Mab (S. 36) weitläuftig abdrucken läßt. Man vergleiche, was er ebendaselbst S. 30, 31 über die Ehe sagt — oder richtiger, gegen sie (. . . „Selbst die Verbindung der Geschlechter ist nicht von dem Despotismus positiver Gesetze befreit. Das Gesetz maßt sich sogar an, die unbezwingbaren Triebe der Leidenschaft zu beherrschen. . . . . Liebe welkt unter dem Zwang; ihr eigenthümliches Element ist Freiheit; sie ist weder mit Gehorsam, Furcht, noch Eifersucht verträglich" rc.) sowie über den gesammten gesellschaftlichen Zustand, in dem wir leben, als ein „Gemisch feudaler Wildheit und unvollkommener Civilisation". Diese letztere Bezeichnung könnte man, als der Wahrheit ziemlich nahe, zur Noth schon billigen. Wenn er jedoch ferner die Rückkehr zum Naturstand, als dem einzig glückseligen und wahren, so weit treibt, daß er das Unziemliche der Fleischnahrung für den Menschen sowie den verderblichen Einfluß, welchen dieselbe auf unsre sittlichen Zustände ausübt, mit langen physiologischen und historischen Deductionen erweisen will; so kann man in der That nicht umhin, sich des alten Spruches vom Erhabenen und Lächerlichen zu erinnern. —

Aber werden nicht die Freunde der Shelley'schen Muse uns beschuldigen, mit Vorliebe nur die Mängel des Dichters hervorgekehrt, seine glänzenden Eigenschaften dagegen, seine Begeisterung für alles Wahre, Freie, Schöne, seine männliche Kühnheit, seine Unerschütterlichkeit in dem, was er für recht und gut hält, die Treue seiner Liebe, die Wahrheit seines Hasses, endlich die bewältigende Macht seiner Sprache verschwiegen oder doch nicht mit demjenigen Nachdruck hervorgehoben zu haben, welche diesen glänzenden Eigenschaften gebührt? Wird man uns nicht beschuldigen, bei diesen Reflexionen über die „Poesie des Atheismus" alles Gewicht nur auf den „Atheismus" gelegt, die Poesie jedoch übersehen zu haben?!

Hätten wir eine vollständige Charakteristik des Dichters geben wollen, so wäre dieser Vorwurf begründet. In der That jedoch und wie wir auch ausdrücklich bevorwortet, ging unsere Absicht nur dahin, die Bekanntschaft des Dichters mit dem größeren Publikum vorzubereiten. Und da schien es uns denn vor Allem nöthig, gleich Anfangs diejenige Richtung zu bezeichnen, unter deren Zwang Shelley sich und sein Talent gestellt hat — oder auch, wir geben es zu, unter die er (denn in letzter Instanz ist England, sein Vaterland, und die Unvollkommenheit seiner poli-

tischen Zustände auch hier der wahrhaft Schuldige) gestellt worden ist. Wir haben diese Richtung nicht einseitig verdammt, wir haben sie zu erklären und aus den gegebenen Zuständen der englischen Geschichte abzuleiten gesucht. Es erschien uns dies als die nothwendige Voraussetzung, die vorgängige Bedingung jedes wahren Genusses, weil jedes wahren Verständnisses. Nicht daher von dem Dichter abschrecken, im Gegentheil, den Weg zu ihm bahnen wollen diese Zeilen; Shelley ist, in seiner Sphäre, und sobald jene Voraussetzung einmal zugestanden, reich genug, um auch unter der Einschränkung, welche dieser Aufsatz ausspricht, noch immer ein Künstler, ein Dichter zu bleiben, dessen Bekanntschaft nicht bloß belehrend, sondern auch erfreuend, auch erhebend wirkt — und den man daher auch allen Freunden der Dichtung, in weitesten Kreisen, mit gutem Gewissen empfehlen darf.

Und wenn endlich nebenher aus diesen Betrachtungen auch noch dies hervorgehen sollte, daß auch über dem Kampf, dem bestgemeinten, der Freiheit, des Lichts, der Aufklärung eine heilige, keusche Nemesis, eine Göttin der Zucht und des Maßes wacht, und daß auch der Dichter, der an keinem anderen Altar mehr dient, keine andere Gottheit mehr verehrt — aber am Altar der Grazien muß er dennoch

knieen! der Göttin der Schönheit soll er dennoch opfern —! so ist auch dies ein Resultat, das wir keineswegs ablehnen, im Gegentheil unsern Zeitgenossen, wie uns selbst, immer und immer wieder in's Gedächtniß zurückrufen wollen.

— — — — — —

Wir kommen zu Robert Prutz, dem Historiker. Die dem Geschichtsschreiber nothwendigen Eigenschaften sind verschiedenster Art, selten genug findet man sie alle vereinigt. Der Geschichtsschreiber muß ebenso gründlich in seinem Wissen wie geschickt im Erforschen sein; er muß verstehen, zu sichten, zu ordnen mit künstlerischer Hand; er muß bei sich unbestechlich sein und sein Urtheil ohne Rücksicht auf links und rechts abgeben; er muß endlich Meister in der Form, ausgezeichnet in der Darstellung sein. Das ist freilich viel auf einmal, aber doch nur das Nothwendige,

und wir finden das Alles bei Prutz glücklich vereinigt.

Er hat außer einem nicht über das Gewöhnliche herausgehenden Taschenbuch der neuesten Geschichte, das Jahr 1849 enthaltend, ein historisches Werk herauszugeben begonnen, welches die erwähnten Vorzüge ganz in sich vereinigt, es hat den Titel „Zehn Jahre. Geschichte der neuesten Zeit. 1840—1850", und gehört unbedingt zu den besten historischen Schriften der neuesten Literatur aller Völker. Der bis jetzt erschienene erste Band zeigt von einer seltenen Befähigung des Verfassers, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben; wir können aus der ziemlich reichen dahin gehörenden Literatur nur noch ein einziges Werk diesem zur Seite stellen, die Fortsetzung von Louis Blanc's Geschichte der Jahre 1830—1840 von E. Regnault.*)

Aber ein Bedauern können wir bei Erwähnung dieses vortrefflichen Werkes, womit Prutz die historische Literatur bereicherte, nicht unterdrücken — daß

---

*) Geschichte der Jahre 1840--48 von Elias Regnault, Fortsetzung der Geschichte der Jahre 1830—40 von Louis Blanc, 3 Bände, 109 Bogen, Preis 2 Thlr., im Verlage von E. Balde in Cassel.

der Verfasser so außerordentlich langsam daran arbeitet. Das ganze Werk soll aus drei Bänden bestehen; bis jetzt erschien nur einer, und daran hat der Autor sieben Jahre oder noch länger gearbeitet. Im Interesse des Verfassers wie der Käufer des Buches möchten wir hier an den Autor die viel gehörte Bitte richten, wenn möglich dieses vortreffliche Werk recht bald fortsetzen zu wollen. Das Bruchstück, was wir besitzen, ist so schön, daß wir alltäglich bedauern möchten, noch immer nicht das ganze, so vortreffliche Kunstwerk unser nennen zu können.

Unsern Lesern, welche dieses so bedeutende historische Werk noch nicht kennen, empfehlen wir dasselbe hiermit ganz besonders. — Das nachstehende Bruchstück mag zeigen, wie richtig unser Urtheil ist, und wie sehr das Buch verdient, das Eigenthum jedes Gebildeten zu sein.

Erstes Kapitel.

Das Jahr achtzehnhundert und vierzig; Aussichten und Erwartungen. — Jubiläen und Erinnerungsfeste: das Buchdruckerjubiläum; das Jubiläum Friedrichs des Großen. — Preußen während der ersten Monate des Jahres achtzehnhundert und vierzig. Die Hegel'sche Philosophie. Der erzbischöfliche Streit. Anfang des Sintenis'schen Streites in Magdeburg. Die Altlutheraner. Erhöhte Feierlichkeit der Eidesabnahme. Mistreß Fry. Gerücht wegen der Weihe der Bischöfe. Verbot des Buchdruckerfestes. — Rußland: Untergang der Expedition nach Khiwa. — Frankreich: Das Ministerium vom 1. März: Herr Thiers. — Ministerjubiläen in Preußen: Herr von Rauch; Herr von Kamptz. — Tod des Ministers von Altenstein: Mai 14. — Krankheit des Königs. Jubiläum Friedrichs des Großen. Comment cela va-t-il? Cela va mal. Tod des Königs: Juni 7.

Nicht leicht, mitten in einer langen Reihe von Friedensjahren und ohne daß auf der Bühne der Weltgeschichte eine jener Begebenheiten im Gange war, welche, wie ein Krieg, ein Friedensschluß, eine gewaltsame Thronveränderung, in den Augen der Menge allein das Vorrecht haben, als Begebenheiten zu gel=

ten, ist dessen unerachtet in Deutschland dem Anbruch eines neuen Jahres mit größerer Spannung, größerer Erwartung entgegengesehen worden, als dies mit dem Jahre achtzehnhundert und vierzig der Fall war. — Völker wie Individuen, wo sie sich von der tragenden Macht des Geistes verlassen fühlen, verfallen dem Aberglauben. Auch die Nationen, wo sie sich von dem heitern Lichte der That und der historischen Bewegung abkehren, rückwärts, in den Dämmer einer fatalistischen Weltanschauung, haben ihre Träume, ihre Visionen.

Solch eine ungewisse ahnungsvolle Stimmung war es, mit welcher Deutschland dem Anbruch des neuen Jahres entgegenschaute. Man wußte nicht eigentlich, was noch woher etwas sich ereignen sollte: man hatte nur ein allgemeines instinctartiges Gefühl, es lag nur gleichsam in der Luft, es steckte Einer den Andern mit der Empfindung an, daß jetzt, jetzt endlich etwas sich ereignen müsse. Gleich den Sehern der Alten, hielt man die Augen erwartungsvoll gegen den Horizont gerichtet: noch war das Himmelsfeld rein; aber schon, in ängstlicher Spannung, nah und näher, glaubte man den Flug der Schicksalsvögel zu vernehmen.

Oder war es allein der Kalender, der diese eigenthümliche Aufregung hervorgebracht hatte? Die Jahres-

zahl war allerdings merkwürdig genug und forderte fast unwiderstehlich zu historischen Combinationen und Parallelen auf. Es war das große Jahr der Jubiläen. Auch dies ist ein charakteristischer Zug in dem Leben solcher Völker, deren eigentliche thätige Lebenskraft entweder überhaupt im Erlöschen oder wenigstens für den Augenblick zurückgetreten ist, daß sie mit einer gewissen sentimentalen Vorliebe allerhand große Erinnerungen und Gedenktage aus ihrer Vergangenheit hervorsuchen: alten Leuten ähnlich, welche, je näher dem Grabe, mit um so ängstlicherer Sorgfalt an alten Zeiten und Erinnerungen ihrer Jugendtage hängen.

In dieser Art hatte auch das deutsche Volk sich für das Jahr achtzehnhundert und vierzig eine ganze Menge von Gedenktagen und Jubiläen in seinem Festkalender angemerkt: darunter einige, die in der That verdienten, fort zu leben in dem Andenken der Nation und denen auch diejenigen, die sich im Uebrigen frei wußten von der Denkmalskrankheit der Zeit, ihre ehrfurchtvolle Theilnahme nicht versagen mochten.

So vor Allem die vierhundertjährige Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst: einer Erfindung, die allerdings auf's Aeußerste verdiente, nicht nur in Deutschland, nein, auf dem ganzen Erdball gefeiert zu werden, den sie erobert, ja den sie neu geschaffen

hatte, und das nicht blos alle hundert Jahre, sondern jede Stunde, jede Minute, mit jedem Buchstaben, welcher gedruckt wird. —

Für das deutsche Publikum, oder wenigstens für einen sehr bedeutenden, sehr einflußreichen Theil desselben, verband sich mit dieser Feier noch ein ganz besonderes Interesse. Nämlich schon einige Jahre zuvor, im Sommer 1837, bei der Einweihung der Mainzer Gutenbergsstatue, da eine Anzahl freisinniger und unabhängiger Männer aus allen Gegenden Deutschlands an den Ufern des Rheins sich festlich versammelt hatte, waren die politischen Beziehungen dieses Jubiläums, die allerdings nahe genug lagen und am Wenigsten an einem solchen Tage übersehen werden konnten, wie überhaupt das Verhältniß der Presse zum Staat mehrfach zur Sprache gekommen.

Es war namentlich, in beredterem Ausdruck und mit mehr Kühnheit, als die übrigens so zahme Zeit noch öffentlich zu vernehmen gewohnt war, hingewiesen worden auf den Zustand der Unfreiheit und Erniedrigung, in welchem die deutsche Presse sich befand. Man hatte, Angesichts eben dieses Denkmals, aufmerksam gemacht auf das Schmachvolle dieses Widerspruches, daß, von allen Nationen des Erdballs, gerade die Enkel des Erfinders diejenigen sein sollten, denen am Wenigsten zu Gute kam von der glorreichen

Erfindung ihres Ahnherren. Man hatte sich berufen auf die Herrlichkeit und Größe des deutschen Geistes, auf die Blüthe unserer Kunst, den Glanz unserer Wissenschaft, und daraus die Nothwendigkeit gefolgert, daß ein Volk von dieser geistigen Reife, so groß, so frei im Gebiete der Ideen, unmöglich noch länger die schimpflichen Fesseln der Censur ertragen könne, ertragen dürfe. Man hatte endlich Verabredungen geschlossen, Zurüstungen getroffen, das Jubiläum im Jahr vierzig durch ganz Deutschland hin im größesten Stil, als ein allgemeines Nationalfest, eine Jubelfeier des gesammten deutschen Volkes zu begehen.

Die dritthalb Jahre, die seit dieser Vorfeier zu Mainz verflossen, mit ihren mancherlei aufregenden Ereignissen, ihren Mißgriffen und Verstimmungen, wie dieselben in der Einleitung des Genaueren geschildert worden sind, hatten begreiflicher Weise den Zündstoff nur noch vermehrt. Es war vorauszusehen, daß jene politischen Beziehungen, welche schon die Mainzer Versammlung so energisch herausgegriffen hatte, bei dieser allgemeinen Feier aller Orten unzweideutig in den Vorgrund treten dürften, ja daß bald, sich fortwälzend von Fest zu Fest, der Ruf nach Entfesselung der Presse und Aufhebung der alten Ausnahmegesetze zur allgemeinen Loosung durch ganz Deutschland werden würde.

Auch machte sich in der That eine Agitation in diesem Sinne schon zu Anfang des Jahres bemerkbar. Fast in allen bedeutendern Städten Deutschlands, unabhängig von den Behörden und zum Theil sogar in einem Widerspruch mit ihnen, der zwar noch nicht öffentlich ausgesprochen, darum aber nichts weniger auf beiden Seiten vorhanden war, traten Vereine zusammen, deren Zweck es war, in gemeinsamen Berathungen, durch Geldsammlungen und andere Zurüstungen für die möglichst glänzende Begehung des Jubelfestes bei Zeiten Sorge zu tragen. Nothwendig erwachte dabei etwas von jenem Selbstständigkeitsgefühl, durch welches ehemals das deutsche Corporationswesen sich ausgezeichnet und das die neue Zeit, zum offenbaren Schaden des gesammten Staates das Kind mit dem Bade verschüttend, allzueilfertig mit seinen Mißbräuchen zugleich hinweggeräumt hatte. Es geschah dies um so mehr, als diese Angelegenheit zwei Körperschaften betraf, Buchdrucker und Buchhändler, die auf dem Uebergange stehen vom Handwerk zur Wissenschaft, und in denen demgemäß ein gewisser liberaler und selbstständiger Sinn von jeher zu Hause gewesen war, ja die, schon von ihrer gewerblichen Seite her, der Zeit nahe genug standen, um an allen ihren Bewegungen lebhaften und selbstständigen Antheil zu nehmen. Man fühlte und legte

ein Gewicht darauf, daß es ein Volksfest, ein Bürgerfest war, das man zu feiern im Begriffe stand — ein seltenes Ding in Deutschland, wo Militärdespotismus und Beamtenherrschaft, diese beiden Pfeiler des damaligen Staatslebens, allen alten Bürgersinn und Bürgerstolz so gänzlich ausgerottet hatten, daß (so schien es wenigstens) das Volk selbst sich nicht wohl fühlte, wo es sich nicht unter Aufsicht seiner Zwingherren, betreßter und unbetreßter, wußte.

Auch in der Literatur fing diese Agitation ebenfalls an sich zu zeigen. Eine außerordentliche Menge von Schriften wurde angekündigt und verbreitet, alle bezüglich auf das bevorstehende Jubelfest, alle die Größe der Erfindung preisend, alle aber auch die Schmach unserer gegenwärtigen Preßzustände aufdeckend und auf ihre schleunigste Abstellung dringend. Zucke Niemand die Achseln über das Geringfügige, das Triviale dieser Agitation! Sie war trivial, ja: aber sie war auch populär. Diese Pracht- und Sammelwerke, diese Denkschriften und Albums, die damals in Veranlassung des Gutenbergfestes erschienen — blättern wir sie noch einmal durch! sehen wir noch einmal, in wie mannigfachen, wie zahllosen Kanälen damals die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der freien Presse in's Volk geleitet ward! Es hat noch jetzt etwas Eigenthümliches und mußte zu seiner Zeit

einen gewaltigen Eindruck machen, wie in diesen Gedenkschriften Alles, was Deutschland irgend an berühmten Namen, an Größen der Wissenschaft und Kunst besaß, seine Stimme erhob und in kurzen, schlagenden Sätzen sich aussprach über die Herrlichkeit der Gutenbergschen Erfindung, als einer Eroberung der Freiheit, und darum vor Allem selbst der vollsten Freiheit so würdig wie bedürftig; wie die Veteranen der deutschen Wissenschaft, Männer, die man sonst nur in Bücher vergraben wußte, plötzlich hervortraten aus ihren klösterlichen Zellen und lautes Zeugniß ablegten für die Entfesselung der deutschen Presse: eine allgemeine Abstimmung gleichsam unter den Pairs des deutschen Geistes, durch welche die Sache der Preßfreiheit in den Augen des großen Publikums für immer gewonnen und entschieden ward. — Es schadete dabei auch gar nichts, daß einzelne Querköpfe, aus romantischen und andern Grillen, sich im entgegengesetzten Sinne aussprachen, so weit wohl gar, daß sie die Erfindung Gutenbergs überhaupt verwünschten und sich zurücksehnten in den behaglichen Dämmer der Vorzeit, wo noch nie ein Preßbengel geseufzt hatte. Im Gegentheil, der Contrast solcher Aeußerungen erhöhte die Wirkung nur und lehrte das Volk zugleich, noch einen andern Maßstab an seine berühmten Schriftsteller legen, als allein den literarischen. —

Den Regierungen natürlich waren diese verschiedentlichen Zurüstungen der Mehrzahl nach höchst unbequem. Zwar, wie bereits erwähnt, hielten sie mit ihrem Unwillen einstweilen noch zurück: doch brauchte man eben kein Prophet zu sein, um voraus zu wissen, daß diese Mäßigung nicht allzulange dauern und daß auch das Gutenbergsfest dem allgemeinen deutschen Schicksal, polizeilich gemaßregelt zu werden, wenn nicht gar ganz verboten, nicht entgehen würde.

Aber dies gerade wieder war ein Reiz mehr für das Interesse des großen Publikums. Es ist eine Eigenthümlichkeit unfreier Völker, sich zu freuen, wenn ihre Regierungen irgendwo in Verlegenheiten oder Conflicte gerathen; zu feigherzig, zu entsittlicht, einen offenen Kampf um ernste und wichtige Dinge zu wagen, lieben sie es und finden eine pikante Unterhaltung darin, sich in Kleinigkeiten mit der Gewalt zu reiben und zu zanken: gleichwie der Hund es liebt sich zu scheuern an der Kette, die ihn drückt, und die er dennoch nicht abzustreifen wagt. — Auch für das große Publikum im Jahre vierzig war es ein höchst befriedigender Gedanke und diente nur dazu, die Spannung, mit welcher man dem Gutenbergsfest entgegensah, zu vermehren, daß dasselbe den Regierungen mißliebig, ja daß vielleicht ein Verbot, für jeden Fall inzwischen ein Scandal zu erwarten war. Das gab

dem Fest in der Meinung der frivolen Menge erst seine rechte Würze, kam es zu Stande, so wurden die Regierungen geärgert; ward es verboten, so war der Scandal erst recht fertig — also Gewinn auf beiden Seiten!

Es begreift sich nach diesem Allen, daß die bevorstehende Festlichkeit das Publikum lebhafter und anhaltender beschäftigte, als es sonst mit Begebenheiten dieser Art der Fall zu sein pflegt; ein nicht geringer Theil jener Unruhe und jener mysteriösen Spannung, mit welcher man in das neue Jahr hinüberging, fand in ihr seine Erklärung. —

Und doch war es keineswegs das einzige Jubelfest, welches ganz Deutschland in diesem Jahre zu begehen hatte: noch ein zweites stand ihm bevor, von viel jüngerm Datum freilich und von viel fraglicherm Charakter, ob Jubel-, ob Trauerfest — der fünfundzwanzigjährige Friede.

Zwar, wäre es der Friede allein gewesen — wer hätte so blind sein wollen, die Segnungen eines fünfundzwanzigjährigen Friedens zu verkennen? wer so leichtsinnig, das Ende dieses Friedens herbeizuwünschen, und den Schrecknissen eines europäischen Krieges (denn einen andern, davon war Jeder überzeugt, konnte es nicht mehr geben) die kaum entwickelten Anfänge des deutschen Gewerbfleißes, die junge Blüthe unsers

Handels Preis zu geben? Und wer in dieser Hinsicht daher hätte nicht auch an diesem Jubiläum freudigen, dankbaren Antheil nehmen mögen?

Aber es war nicht der Friede allein, es war auch der Friedensschluß, dessen Gedächtniß sich erneute: jener unselige Friedensschluß des Wiener Congresses, von welchem all dieses Elend, dieses Mißtrauen, dieser Zwiespalt, diese Entsittlichung herstammte, die heimlich, aber nur um so tiefer, den heiligen Leib unsers Vaterlandes zerfraßen. Fünfundzwanzig Jahre des Friedens, ja: aber auch eben so viele Jahre der Knechtschaft, der Erniedrigung, der Schande! Wo waren sie hin, jene Hoffnungen, welche fünfundzwanzig Jahre früher das ganze Volk begeistert hatten? wohin jene Träume deutscher Größe, deutscher Einheit, welche damals bartlosen Jünglingen das Schwert in die Hand gedrückt und sie wetteifernd hineingejagt hatten in Schlacht und Sieg und Tod? wohin jene Verheißungen, welche die Wiederkehrenden empfangen hatten, sogar auch von Königsmunde?!

Freilich wohl, es war eine alte Geschichte: verweht die einen, geächtet die andern, und die dritten widerrufen und abgeleugnet . . . .

Allein so war es immerhin natürlich, daß man zum Wenigsten kein großes Bedürfniß empfand, dieses Jubiläum zu feiern; es war natürlich, daß die Seg-

nungen eines so langen Friedens in Schatten traten und zum Theil vergessen wurden über die schmerzlichen, die beschämenden Erinnerungen, welche nothwendig jeden Deutschen beim Rückblick auf diese letzten fünfundzwanzig Jahre überkommen mußten; es war natürlich, daß ein Ereigniß, das von glücklichern, weil freieren Nationen, als ein glorreiches wäre gefeiert worden, bei uns umgekehrt nur Mißmuth und Erbitterung erzeugte.

Nämlich bei denen, die es überhaupt beachteten. Dies war aber nur bei außerordentlich Wenigen der Fall. Eigentliche Feierlichkeiten wurden nur von einzelnen Regierungen veranstaltet: und auch diese fielen ziemlich frostig aus. Was auf das große Publikum wirkte, war eigentlich nur eine gewisse Mystik der Zahlen. Fünfundzwanzig Jahre hatte dieser Friede bereits gedauert — ei so verstand es sich ja ganz von selbst, daß er mit Nächstem zu Ende gehen mußte! so war ja nichts wahrscheinlicher, als daß er gerade dieses sein Jubel- und Stufenjahr nicht überleben würde! Schon zogen sich die Wolken im Orient zusammen, schon steckten die Wirthshauspolitiker die Köpfe aneinander und zählten die verschiedenen casus belli an den Fingern ab . . . .

So, bei der krankhaften Verstimmung dieses Geschlechtes, mußte das Friedensfest selbst dazu beitragen,

kriegerische Gerüchte zu nähren und die eigenthümliche Unruhe der Gemüther zu vermehren. —

Am Verschwenderischsten indeß in dieser jubiläenreichen Zeit war derjenige Staat bedacht, welcher ohnedies schon, von allen Staaten Deutschlands, in diesem Augenblick am Meisten aufgeregt und erschüttert war: Preußen.

Ja wenn, was wir so eben die Mystik der Zahlen genannt haben, in der Betrachtung der Geschichte überhaupt Platz greifen dürfte, so mußte allerdings das Jahr vierzig für Preußen nothwendig ein großes, verhängnißvolles werden. Daß das Jubelfest des fünfundzwanzigjährigen Friedens für Preußen zugleich ein Jubiläum seiner wichtigsten Vergrößerungen war; daß es hundert Jahre waren, seit Preußen Schlesien, fünfundzwanzig, seit es die Rheinlande und Posen besaß, drei Provinzen, auf deren Besitz die politische Größe Preußens wesentlich beruhte, und die, seltsames Verhängniß! sich in eben diesem Augenblicke alle drei in einer bedrohlichen Gährung befanden — es wäre für gewöhnliche Zeiten merkwürdig genug gewesen. Aber es ward fast übersehen, gegenüber den größeren, den wahrhaft weltgeschichtlichen Ereignissen, deren hundertjährige Wiederkehr Preußen in diesem Jahre zu feiern hatte. —

Viermal bereits in früheren Jahrhunderten hatte

das Jahr vierzig das Schicksal Preußens bestimmt, darunter zweimal zugleich mit ihm das Schicksal Europa's, der Welt; viermal, in stetiger Folge, stand es mit unverlöschlichen Zügen eingetragen in den Jahrbüchern der preußischen Geschichte.

Zuerst das Jahr 1440, als Todesjahr Friedrichs, des ersten Kurfürsten von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern. Es war ein gesegnetes Geld gewesen, die vierhunderttausend Goldgulden, die er, als Burggraf von Nürnberg, dem armen Kaiser Sigismund gegen Verpfändung der Mark Brandenburg vorgeschossen, und mit denen er bald darauf das Pfand selbst zum Eigenthum erworben hatte. Aber den wahren Segen hatte es doch erst durch den Gebrauch bekommen, den derselbe Friedrich zugleich von seinem Eisen zu machen gewußt: indem er, mit eherner Strenge, den Trotz der märkischen Edelleute gebrochen, ihre Burgen zerstört und Ordnung und Gesetz in das verwilderte Land zurückgeführt hatte. — Freilich war sodann die kaum gegründete Macht von ihm selbst wieder auf's Spiel gesetzt worden, indem er die Länder seines Hauses unter seine vier Söhne vertheilt und dadurch das jungaufstrebende Brandenburg in dieselbe Gefahr der Zerstückelung und Zersplitterung gebracht hatte, die damals für so viele andere deutsche Dynastien so verhängnißvoll ward. Allein es war auch

in demselben Jahre 1440, daß jener Friedrich der Eiserne zur Regierung kam, der, den Fehlgriff seines Vaters ausgleichend, durch geschickte Benutzung der Umstände, durch Kauf und Erbschaft sein Besitzthum wieder vergrößerte und einen Kern, ein Centrum Brandenburgischer Hausmacht zusammenhielt, aus dem die spätere geschichtliche Größe des preußischen Staates sich entwickeln konnte.

Hundert Jahre später (1540) hatte Kurfürst Joachim der Zweite zuerst das Abendmahl unter beiderlei Gestalten genommen: der erste, vorbereitende Schritt zu jenem Principat des protestantischen Deutschland, das für Preußen so lange Zeit gleichsam der Rechtstitel gewesen zu seiner weltgeschichtlichen Entwicklung, ja das, in derjenigen Umgestaltung und Vergeistigung natürlich, welche die Zeit gebietet, wir noch jetzt weder von ihm möchten niedergelegt noch ihm entrungen sehen.

Wieder ein Jahrhundert später (1640) war der große Kurfürst zur Regierung gekommen: der Erste, der die eigentliche Sendung Preußens, Vorkämpfer zu sein der deutschen Freiheit, begriff und durch die Ueberlegenheit seiner politischen Einsicht seinem kleinen Lande den Zutritt erwarb zu dem damaligen hohen Rathe der europäischen Politik. —

Und abermals hundert Jahre später (1740): und es geht auf, beginnt seine wundergleiche Bahn, das glänzendste Gestirn am Horizonte, nicht blos Preußens, nicht bloß Deutschlands, nein, des gesammten achtzehnten Jahrhunderts: Friedrich der Einzige, dieser größte König und zugleich diese populärste Erscheinung, dieser eigentliche Volksheros der preußischen Geschichte! —

Wieder jetzt waren huntert Jahre vergangen seitdem: aber noch leuchtete unverändert die Glorie seines Namens! noch, von jener klassischen Höhe von Sanssouci hernieder, schien der Blitzstrahl seines Auges den Geringsten seines Volkes zu entflammen! noch Friedrichs Ruhm, Friedrichs Größe war das gemeinsame Besitzthum, der gemeinsame Stolz jedes preußischen Herzens! — In trüben Zeiten, als das Erbe des großen Königs bestimmt schien, durch seinen jähen Zusammensturz die Nichtigkeit aller irdischen Größe die Eitelkeit aller menschlichen Klugheit zu erweisen, war sein Name, sein Andenken es gewesen, das die Feigen beschämte, die Zweifelnden ermuthigte, die Tapfern hob und stärkte.

Ebenso auch während der letzten traurigen Decennien, seit dem Jahre achtzehn, da die Reaction in Preußen mit jedem Jahre schonungsloser auftrat, ja da derselbe Staat, den Friedrich zum Herd und Brenn-

punkt der europäischen Intelligenz erhoben hatte, sich nicht scheute, den dienstwilligen Handlanger zu machen in dem Verdummungssystem der Metternich'schen Politik — auch während dieser letzten, traurigen Jahre war die Erinnerung an Friedrich den Großen gewissermaßen der Schild gewesen, hinter den die bedrohte Freiheit der Geister sich geflüchtet hatte. Gleichsam in's Feld geführt hatte man die glorreiche Erscheinung des großen Königs gegen die armselige Beschränktheit, die kleine geistlose Furcht der Gegenwart; man hatte seine Geschichte zu einem Exempel gemacht, die verkehrte Richtung der unseren daran nachzuweisen; hinter sein Lob versteckte sich der Tadel, der gegen die gegenwärtige Regierung nicht laut werden durfte; die Ehrfurcht, die Bewunderung, die Liebe, die man dem Ahnherrn zollte, dem längst vermoderten, sollte zum Vorwurf werden für die Lebendigen.

In ganz vorzüglichem Grade und sogar nicht ohne einige Beeinträchtigung der geschichtlichen Wahrheit war dies geschehen, seitdem die jüngste Richtung der Philosophie es unternommen hatte, die „Aufklärung" von dem Geruch der Philisterhaftigkeit, der ihr, besonders von den Romantikern her, anklebte, wiederum zu Ehren zu bringen, indem man ihre unmittelbare Verwandtschaft mit den Bestrebungen der Gegenwart

behauptete, und die Häupter der sogenannten Encyclopädisten, einen Voltaire, Diderot ꝛc., als directe Vorläufer dieser modernen Philosophie selbst proclamirte. Consequenter Weise mit den Philosophen der Aufklärung fiel auch der König der Aufklärung, der „gekrönte Weise“, „der Philosoph auf dem Throne“, dieser Richtung anheim; wie Voltaire und Diderot, nahmen sie auch Friedrich den Großen als den Ihrigen in Anspruch, unbekümmert, ob die historische Rechnung überall stimmen wollte; stimmte sie nicht, was mehr? so wurde ihr nachgeholfen. — Es war bei der Mehrzahl eine reine Parteiagitation, dieser Cultus, den die moderne Philosophie plötzlich für Friedrich den Großen eröffnete: aber es war eine glückliche und zeitgemäße, weil sie die Sympathien des Volks, die traditionelle Verehrung des gesammten Landes für sich hatte.

Diese Richtung war es denn nun auch ganz besonders, welche das bevorstehende Jubiläum des großen Königs ausbeutete. Wie dort das Friedensfest dem Krieg, so hier die Jubelfeier der preußischen Größe mußte dazu dienen, diese Größe selbst in Frage zu ziehen. War Preußen den erhabenen Grundsätzen, auf welche Friedrich der Große es gegründet hatte, den Grundsätzen der Aufklärung, der Geistesfreiheit, nicht noch einmal untreu geworden? Schaut hin nach

Rheinland, Posen, Schlesien — knackt der Staat nicht in seinen Fugen? gehen wir nicht, unmerkbar, aber ebenso unabwendbar, einer neuen Jena entgegen, einem geistigen zuvörderst, hinter dem aber das politische gewiß nicht lange ausbleiben wird? Ja, der Kern des Staates ist hohl geworden, er muß erneut werden, und nichts Geringeres als eines zweiten Friedrich bedarf es, die Schöpfung des ersten zu verjüngen und eben dadurch zu erhalten! Der das Vaterland schon zweimal gerettet hat, der Genius Friedrichs des Großen, dieser eigentliche Schutzgeist des preußischen Staates, er wird es auch zum dritten Male nicht verlassen; gleich dem Phönix, nach hundert Jahren, wird er sich selber neugebären, und noch einmal, die allein die Wunden der Zeit zu heilen im Stande ist, weil sie allein sie versteht, die Philosophie wird herrschen in Preußen! —

Freilich erschien die Philosophie dabei ein wenig abergläubisch; es machte sich wunderlich, aus dem Munde der „Aufklärer" das Jahr achtzehnhundert und vierzig zu einem Wendepunkt der preußischen Geschichte proclamiren zu hören, aus keinem andern Grunde, als weil es das Jahr achtzehnhundert und vierzig war.

Allein was schadete es, wenn damit nur die Sache

selbst erreicht ward? Wie unpraktisch unsere jungen Philosophen im Uebrigen noch waren, so viel wußten sie doch, daß es unter Umständen kein sicheres Mittel giebt, etwas in's Werk zu setzen, als nur mit größter Entschiedenheit, täglich, stündlich wiederholen, jetzt und ganz gewiß jetzt, auf alle Fälle müsse, werde es geschehen! — Auch für das Jahr vierzig, wenn es wirklich ein kritisches werden sollte in der Entwicklungsgeschichte des preußischen Staates, gab es keine bessere Unterstützung, als wenn man nicht müde ward, dies Jahr zum Voraus als ein außerordentliches, ein epochemachendes anzukündigen; auch der Reform, die man (und gewiß mit vollstem Rechte) zum Heil des Staates für unumgänglich hielt, konnte nicht besser vorgearbeitet werden, als indem man sie als unmittelbar bevorstehend verkündigte. —

So also, von den verschiedensten Seiten her und zu den verschiedensten Zwecken, vereinigte sich Alles, um die Stimmung, die schon durch ganz Deutschland eine ungewöhnliche, erwartungsvolle war, in Preußen namentlich in die außerordentlichste Spannung zu versetzen; das Jahr vierzig, überall mit Neugier, mit Besorgniß empfangen — für Preußen stand es geradewegs fest, es war bestätigt durch das Beispiel von Jahrhunderten, die glorreichsten Erinnerungen der preußischen Geschichte verbürgten, alle Parteien

verkündeten, daß es ein großes, ein weltgeschichtliches werden mußte! —

Wiewohl, die Wahrheit zu sagen, schienen die ersten Monate des neuen Jahres ordentlich darauf angelegt, alle diese kühnen, diese glänzenden Versprechungen zu Schanden zu machen, so ganz hielten sie sich in dem gewöhnlichen, ausgetretenen Gleise, zumal in Preußen, das wir in dieser ganzen Darstellung jederzeit zunächst im Auge haben. Nichts von Ereignissen, nichts von Thaten, geschweige denn von welterschütternden! Selbst das Gerücht, diese Afterbildung des öffentlichen Bewußtseins, die jedesmal um so üppiger wuchert, je weniger Raum man diesem gönnt, litt Mangel und fand kaum Nahrung genug, seine parasitischen Ranken auszubreiten.

Die Hegel'sche Philosophie, hieß es, sei in offenkundiger Ungnade bei der Regierung gefallen; die sogenannten Berliner Jahrbücher, die bisher mit Unterstützung des Ministeriums erschienen waren, sollten eingehen. — Aber so war es ja seit Jahren kein Geheimniß mehr, so war es ja eine nothwendige Folge der gegenseitigen Stellung, daß das preußische Gouvernement unzufrieden war mit der Wendung, welche die Hegel'sche Philosophie seit dem Tode ihres Gründers genommen! so waren die Jahrbücher ja seit

Langem von der Wichtigkeit, welche sie ehedem, als ein halbofficielles Organ, ein wissenschaftliches Bülletin des preußischen Ministeriums besessen hatten, herabgesunken, und wenn sie jetzt aufhören sollten, wen konnte es interessiren, da sie schon seit Jahren Niemand mehr las?!

Man raunte sich ferner in die Ohren (denn bekanntlich war dazumal Alles, was den Staat betraf, auch Staatsgeheimniß), die Angelegenheit der beiden Erzbischöfe sei in ein neues Stadium der Verwickelungen eingetreten; die Geistlichkeit in Schlesien, behauptete man, werde mit jedem Tage schwieriger; in Posen, wo seit der Wegführung des Hrn. von Dunin ein förmlicher Kirchenbann stattfand, sollte die Ruhe der Stadt während des Weihnachtsfestes nur durch außerordentliche militärische Zurüstungen aufrecht erhalten worden sein. — Thatsache war, daß der Fürstbischof von Breslau, Graf von Sedlnitzky, ein Mann von milden und gefälligen Formen, an persönlicher Liebenswürdigkeit und humaner Anschauung dem verstorbenen Erzbischof von Spiegel vergleichbar, aber freilich nicht von derselben geistigen Sicherheit wie dieser, plötzlich nach Berlin berufen worden war, unter Umständen, welche das Gerücht, als ob es auch in Schlesien zu offenen Conflicten gekommen, ja als ob die persönliche Stellung des Hrn. von

Sedlnitzky selbst, der erbitterten Geistlichkeit gegenüber, unhaltbar geworden sei, allerdings zu bestätigen schienen.

Andrerseits war es deutlich genug, daß auch die Regierung von keiner Verständigung wissen wollte, es sei denn auf der Grundlage ihrer Forderungen. Wiederholte Deputationen des Adels, der Bürgerschaft, der Geistlichkeit aus dem Großherzogthum Posen waren vom König (wie man versicherte) herber zurückgewiesen, unfreundlicher entlassen worden, als es sonst in der Art des Monarchen lag, vielleicht gar als die Klugheit und die nothwendige Rücksicht auf die Stimmung des Großherzogthums zu gebieten und zu ertragen schien. Man wollte wissen, der König sei entschlossen, die Sache auf's Aeußerste zu treiben. Daß diese zahlreichen und allerdings oft sehr ungeschickten Vermittelungsversuche seine Stimmung nur noch mehr gereizt hatten, das allerdings lag am Tage; es war wie das königliche Kabinetsschreiben vom 8. Februar auf die „ungebührliche“ Immediateingabe des Posener Clerus vom 20. Januar bewies, nicht mehr blos der Schutzherr der evangelischen Kirche, als welcher er die Streitigkeit begonnen, es war der in seinen Rechten verletzte König, der beleidigte Selbstherrscher, der die drohende Erklärung von sich gab, daß er niemals „die Religion von der Geistlichkeit und ihren Obern

mit Antastung der königlichen Souveränetätsrechte werde mißbrauchen lassen."

Aber bei alledem reichte diese Angelegenheit nicht aus für die großen Erwartungen, die man nun einmal auf das neue Jahr gesetzt hatte. Es war zu sehr die alte Leier; man kannte sie schon zu gut, diese gegenseitigen Beschuldigungen, diese Drohungen und Anklagen, offne wie heimliche; man wußte bereits, daß ohne den Zutritt neuer, noch ungeahnter Ereignisse es auf keiner Seite zu etwas Entscheidendem, Durchgreifendem kommen würde. —

Auch die evangelische Kirche bot einigen Stoff zu Neuigkeiten, nur daß auch sie nicht von großem Interesse waren. — Der Prediger Sintenis in Magdeburg hatte an einem Bilde Anstoß genommen, welches, das Gebet einer Bauernfamilie im Walde vor einem Crucifix vorstellend, auf der dortigen Kunstausstellung großen Beifall gefunden und zu einem, den Gegenstand weiter ausführenden Gedichte in der Magdeburger Zeitung Gelegenheit gegeben hatte. Beides, Bild und Gedicht, hatte Herr Sintenis für katholisirendes Unwesen erklärt. Ja so weit war er in seinem puritanischen Eifer gegangen, daß er es überhaupt für Aberglauben, wenn nicht gar für Abgötterei erklärte, zu Christus zu beten; nur zu Gott selbst dürfe der evangelische Christ seine Gebete richten.

Man muß, um diese seltsame Uebertreibung bei einem übrigens aufgeklärten und gebildeten Manne zu begreifen, einigermaßen bekannt sein mit den kirchlichen Zuständen, wie sie damals in der Provinz Sachsen, hauptsächlich aber in Magdeburg selber waren. Rückwirkend gegen den „Rationalismus vulgaris", der ehedem von Halle aus, dem Sitz der Wegscheider und Gesenius, sich über die Provinz verbreitet hatte, war neuerdings eine gewisse sentimentale Frömmigkeit, eine süßlich pietistische Richtung in Flor gekommen. Mittelpunkt und mächtigster Beförderer derselben war der berühmte Kanzelredner Dräsecke, seit 1833 als Bischof nach Magdeburg berufen. Amtliche Stellung, Talent, Ehrgeiz, Alles hatte sich vereinigt, diesem Manne eine hierarchische Gewalt zu verleihen, wie sie in der evangelischen Kirche kaum mehr gebräuchlich und, nach der Meinung Einiger, nicht einmal statthaft war.

Und diese ganze Fülle von Macht und Einfluß nun wandte Herr Dräsecke an, jene süßlich frömmelnde Richtung in die Höhe zu bringen, deren wir so eben gedacht haben. Nicht bloß in der Stadt Magdeburg, sondern im ganzen Umkreis seines Sprengels suchte der Bischof die alten rationellen Elemente entweder umzuschmelzen oder auszuscheiden. Und da ihm, wie man behauptete, zu seiner ausgezeichneten Rednergabe und seinem persönlichen Ansehen ein ebenso großes

Talent der Intrigue zu Gebote stand, so begreift es sich leicht, daß der kirchliche Charakter der Provinz in Kurzem vollständig umgewandelt sein mußte. —

Aber ebenso leicht begreift sich nun auch jener Schritt des Herrn Sintenis. Bild und Gedicht waren nur der nächste, der scheinbare Gegenstand seiner Polemik gewesen; ihre eigentliche Schärfe galt seiner theologischen Umgebung, die auf ähnliche Weise mit dem „lieben Heiland", dem „Kreuz" und dem „aller Noth Erbarmer" tändelte und spielte und dabei an Aberglauben und Abgötterei allerdings ziemlich nahe streifte.

Daß er damit nicht fehlgeschossen, das bewies am Besten der Erfolg. Wie auf ein gegebenes Zeichen, an einem und demselben Sonntag (Febr. 9.), wiederhallten plötzlich die Kanzeln der guten Stadt Magdeburg von Controverspredigten gegen den ungetreuen, den ketzerischen Christen, der der ihm anvertrauten Heerde mit so üblem Beispiel vorangegangen; wie das ein christlicher Prediger sein könne, der auf eine solche Weise die Göttlichkeit Christi in Zweifel ziehe — nein, nicht mehr in Zweifel ziehe, sondern schon geradezu verleugne? Noch nicht zufrieden mit dieser öffentlichen und feierlichen Erklärung, vereinigten sich zwölf Geistliche, unter ihnen der Bischof Dräsecke

selbst, zu einem förmlichen Protest. Ja, sie seien so abergläubisch, an die Göttlichkeit Christi zu glauben; sie trieben diese Abgötterei, zu Christus zu beten und das Gebet zu ihm den Gläubigen ihrer Gemeinden zu empfehlen. —

Begreiflicherweise blieb der Streit weder hiebei, noch überhaupt bei der Geistlichkeit stehen. Er ging in die Gemeinden selbst über, und nicht blos in die Magdeburger; Gegenerklärungen, Rechtfertigungen, neue Angriffe und Vertheidigungen folgten; mit einem Worte: der schönste theologische Scandal (und bekanntlich sind Prediger- und Komödiantenscandale die gefährlichsten von allen) war fertig. —

Zwar für den Augenblick war der Streit nur noch localer Natur. Bald indeß schmetterte die „Evangelische Kirchenzeitung", das bekannte Organ der Berliner Pietisten, ihre Trompetenstöße mit „Hie Schwert des Herrn und Gideon!" dazwischen; das Consistorium, als geistliche Oberbehörde, fand sich genöthigt, Notiz von der Sache zu nehmen; ein geistlicher, ein Glaubensproceß, und mit ihm der Ausbruch jener religiösen Spaltung, die seitdem sieben Jahre hindurch nicht bloß die Provinz Sachsen, als ihren heimathlichen Herd, sondern bald auch die gesammte Monarchie erschütterte und die (setzen wir hinzu) mehr zur end-

lichen Auflösung derselben beigetragen hat, als irgend welche politische Unzufriedenheit, stand in nächster, drohendster Aussicht.

Eine andere theologische Neuigkeit war friedlicherer Natur. Doctor Guerike, ein bekanntes Parteihaupt der sogenannten Altlutheraner und als solches, nach zahlreichen und heftigen Conflicten mit der Regierung, seit 1835 von seiner Professur in Halle enthoben, wurde unerwarteter Weise mit Anfang des Jahres in dieselbe wieder eingesetzt. — Auch dieser Schritt der Regierung erfuhr, in Gerüchten und Zeitungsartikeln, die verschiedenste Auslegung. Man erinnerte sich an die Härte, den Fanatismus sogar, den die Staatsbehörde bis vor Kurzem dem Fanatismus der Altlutheraner entgegengesetzt hatte. Diese Wiederherstellung jetzt, welche dem anerkannten, dem gewandtesten Führer dieser Secte gewährt ward — war sie ein Zugeständniß der Regierung? und wenn ein Zugeständniß, in welchem Sinne war es gemeint? Lag ihm die Absicht zu Grunde, in einem Augenblick, wo die katholische Bevölkerung in Gährung und fast schon in Aufstand war, zum Wenigsten in der evangelischen Einigkeit und Frieden wiederherzustellen? Fürchtete man, an der Opposition der katholischen Partei möchte auch der Muth der altlutherischen, die in einem ähnlichen Widerspruch zur Staatsbehörde stand, sich neu

beleben und wollte man einer möglichen und dann ohne Zweifel höchst gefährlichen Coalition beider Parteien durch dieses Zugeständniß zuvorkommen? — Oder aber hatte jene strenge Kirchlichkeit, durch welche die Altlutheraner bisher den Zorn der Behörden auf sich geladen, inzwischen bei der Regierung selbst Wurzel geschlagen und war mithin dies äußerliche Entgegenkommen nur ein Merkmal tiefer gehender principieller Annäherung? —

Die öffentliche Meinung neigte sich der letztern Ansicht zu: und einige zufällige — theils Ereignisse, theils Gerüchte, die in dieselbe Zeit fielen, schienen sie zu bestätigen. Das Justizministerium hatte (Anfang Januar) ein Rescript erlassen, wegen erhöhter Feierlichkeit der Eidesabnahme; mit bedenklichem Augenzwinkern erzählte man sich im Publikum von dem Crucifix, den schwarzen Vorhängen, schwarzen Thüren, welche die Gerichtssäle schmücken, von dem schwarzbehangenen Tisch und dem Geistlichen in Amtstracht, vor dem die Zeugen in Zukunft ihren Eid ablegen sollten.

Und war nicht in eben diesem Augenblicke (April) Mistreß Fry die „Löwin“ der Berliner hohen Aristokratie? Mistreß Fry, die ihre wohlthätigen und wahrhaft edlen Absichten für bessere Behandlung der Gefangenen mit einem so excessiven Pietismus, einer so

barbarischen Frömmigkeit umgab? Schon dieser Pietismus selbst, von den Lippen der englischen Matrone, machte er nicht so viel Glück in den höchsten, den einflußreichsten Zirkeln Berlins? Ihre überschwänglichen Predigten, ihre mystischen Gebete, verdolmetscht von dem berühmten Tholuck, der dieser irrenden Dame des Glaubens ritterlich zur Seite stand, hatten sie nicht die erlesenste Zuhörerschaft der Hauptstadt? Hatte nicht eine Prinzessin des königlichen Hauses selbst, die Schwägerin des Königs, die Prinzessin Wilhelm, sich zu ihrer Beschützerin erklärt? und wurde es nicht bereits Mode unter den Hoffräulein und Edeldamen, gen Spandau zu pilgern und Bibeln und Gesangbücher an die Züchtlinge zu vertheilen?

Und nun gar erst das Gerücht, das plötzlich von England her verlautete, und das denn allerdings einen neuen und schlagenden Beweis gab, daß keine Erfindung so craß, so aberwitzig ist, in einem müßigen, unfreien Volke findet sich immer Jemand, der sie glaubt. — Wir meinen das kindische Gerücht, das auch späterhin in wenig veränderter Form zu verschiedenen Malen wieder auftauchte, als ob der König von Preußen den Bischof von London ersucht habe, nach Preußen herüberzukommen, um die preußischen evangelischen Bischöfe zu weihen. In der That, es mußte weit gekommen sein mit der Urtheilslosigkeit

eines Volkes, wenn solche Albernheiten den Gegenstand ernster Besorgnisse bilden konnten — aber noch weiter mit seinem Argwohn!

Inzwischen jedoch hatte dieser Argwohn auch seine thatsächliche Bestätigung gefunden. Das Gutenbergs-Jubiläum, diese große Angelegenheit des Jahres vierzig, war denn auch in Berlin schon seit längerem Gegenstand eifriger Berathungen und Zurüstungen gewesen; wie anderwärts, hatten auch hier die Buchdrucker, Besitzer wie Gehilfen, seit Jahren gesammelt und collectirt und hatten Pläne und Entwürfe gemacht, das Fest möglichst glänzend auszustatten, zum Wenigsten ebenso glänzend, wie in Leipzig, diesem alten und noch immer bevorzugten Nebenbuhler Berlins in der Hegemonie des deutschen Buchhandels. — Nun erinnere man sich dessen, was wir zu Eingang dieses Kapitels über die Wichtigkeit gesagt haben, welche die öffentliche Stimmung in Deutschland diesem Jubelfest überhaupt beilegte, um danach die Bestürzung zu ermessen, die Umtriebe, den Widerspruch, die sich erhoben, als auf einmal bekannt ward, officiell bekannt ward, (Januar 18.), daß die Regierung nicht gewillt sei, die öffentliche Feier des Gutenbergfestes in Berlin zu gestatten.

Die Aufregung bei allen Betheiligten war außerordentlich; sie wurde noch größer und verbreitete sich na-

mentlich nach auswärts hin durch die Literatur, welche — wir lassen unentschieden, ob die Buchdrucker als Anhängsel der Literatur oder umgekehrt die Literatur als Anhängsel der Buchdrucker betrachtend — für das Fest lebhaft Partei ergriff. Die Sache wurde in einer Unzahl von Conferenzen, Deputationen, Vorschlägen, Protesten Monate lang hingeschleppt; es war die veritable Seeschlange der Berliner Straßenpolitik (nämlich so weit eine solche damals bestand) geworden: werden wir feiern oder nicht?

Dennoch, nach viermonatlichen Bemühungen, hatten die Freunde des Festes endlich doch kein besseres Resultat gewonnen, als daß (Kabinetsordre vom 22. April) „an den Orten, wo Solches gewünscht wird, die Erinnerungsfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst festlich dürfe begangen werden, in anständiger, würdiger, öffentlicher Feier, jedoch ohne Beimischung kirchlicher Solennitäten und ohne Festzüge durch die Straßen der Stadt." — Das hieß denn nun freilich dem Fest das Herz aus dem Leibe schneiden! Das hieß freilich, die Regungen bürgerlichen Corporationsgeistes, die in Veranlassung dieses Festes hie und da laut geworden, gründlich beseitigen und alle jene Sympathien für Aufklärung, für Preß- und Geistesfreiheit, die sich an dasselbe knüpften, mit Einem Schlage vollständig desavouiren! — —

Mit solchen Nichtigkeiten also, oben wie unten, beschäftigte man sich in Preußen in den ersten Monaten des kritischen Jahres vierzig. Man sieht, die öffentliche Neugier war auf ziemlich schmale Kost gesetzt; ja die Langeweile wäre geradezu nicht auszuhalten gewesen, hätte das Ausland sich nicht erbarmt und uns zwei Neuigkeiten geliefert, ordentliche, handfeste Neuigkeiten, die denn doch mit Ehren einen Wirthshausabend füllten.

Die erste aus Rußland: der Untergang der so großartig vorbereiteten, so pomphaft angekündigten Expedition nach Khiwa. Der Befehlshaber selbst, General Perowsky, mußte sie bereits Anfang Februar durch öffentlichen Armeebefehl als aufgegeben verkündigen. Die strenge Kälte, die Steppenstürme, vor Allem der unergründliche Schnee, hätten, trotz der vorzüglichen Veranstaltungen, die man getroffen, die Fortsetzung unräthlich gemacht; die Armee habe sich einstweilen an den Befestigungen der Emba concentrirt, um beim Eintritt der besseren Jahreszeit ihren Siegeszug auf's Neue zu beginnen. Aber was dieser russische Bülletinstil besagen wollte, darüber war man im Ausland längst nicht mehr im Zweifel. Es währte auch nicht lange, so wurden die Vermuthungen durch Privatbriefe aus Petersburg bestätigt, sogar noch übertroffen. Ohne Zuthun von Menschen, die kirgisische Steppe

hatte sich fürchterlich vertheidigt! Zwanzigtausend Mann, aus dem Kern der russischen Armee, zehntausend Kameele, ein kolossaler Troß waren der Kälte erlegen, vom Sturm verweht, in Schneewüsten begraben; nur wenige dürftige Trümmer, den General an der Spitze, erreichten das sichre Orenburg; von einer Erneuerung des Zuges konnte so bald wieder keine Rede sein.

Und das war dem Publikum in Preußen eben recht. Wir haben schon in der Einleitung der Stimmung erwähnt, die in Deutschland im Ganzen gegen Rußland gehegt ward. Auch in Preußen, trotz der fürstlichen Verwandtschaft, war sie, den Hof natürlich und einen Theil der Armee ausgenommen, nicht freundlicher. Zwanzigtausend Mann im Schnee umkommen, es ist kläglich — aber Rußland gönnte man es: zumal da der unglückliche Ausgang dieser Expedition den Zusammenstoß Rußlands mit England (in Asien) wieder auf einige Jahre hinausgeschoben und also mittelbar den köstlichen Frieden, den Frieden von Europa neuerdings gesichert zu haben schien. —

Mit der zweiten Neuigkeit war das Gegentheil der Fall. Sie kam aus Frankreich: das Ministerium vom ersten März, mit Herrn Thiers an der Spitze.

Unsere Leser entsinnen sich der mißlichen Constellation, unter der Louis Philipp am 27. December

die Kammern eröffnet hatte. Was schon damals kaum für irgend Jemand ein Geheimniß gewesen war, die Unhaltbarkeit des Soult'schen Ministeriums, hatte sich denn auch bald genug bestätigt. Schon der erste Stoß, der darauf gerichtet ward, die Besprechung der orientalischen Frage bei Gelegenheit der Adreßdebatte (vom 10. bis 13. Januar) hatte seinen nahen Sturz — und auch wer sein Nachfolger sein würde — mit Gewißheit voraussehen lassen. Es war ein kläglicher Anblick gewesen, wie der alte Marschall, der bekanntlich zu keiner Zeit ein großer Parlamentsheld oder Diplomat, sich geweigert hatte, über die Verhandlungen im Orient Auskunft zu geben: und wie dann zwei Tage später, als die Triarier in die Schlachtreihe rückten, Herr Thiers in einer Rede, ausgestattet mit aller Würze, allem Pomp seines unvergleichlichen Talentes, ein Gemälde in seiner Manier entworfen hatte von der Lösung dieser orientalischen Wirren, so kühn, so sicher, von solchem Selbstgefühl dictirt, daß es von Stund' an den Ministern selbst klar werden mußte: hier steht der Mann, der eure Portefeuilles in Besitz nehmen soll!

Und so geschah es. Ein Antrag, von dem es unbegreiflich scheinen möchte, wie ein so schlauer, so überlegter Mann, wie Louis Philipp, ihn in dem gegenwärtigen kritischen Augenblicke überhaupt nur vor die

Kammer bringen konnte, wenn man nicht schon sonst die Erfahrung gemacht hätte, daß eine Leidenschaft allerdings auch bei Louis Philipp die Klugheit und die schlaue Berechnung der Umstände zu Zeiten überwiegen konnte — die Geldgier . . . ein mißlicher, ein in diesem Augenblick unmöglicher Antrag, sagen wir, die Dotation des Herzogs von Nemours, welcher so eben im Begriffe stand, sich mit einer Prinzessin aus einer Nebenlinie des Koburger Hauses zu vermählen, erlitt (Februar 21.) in der Kammer eine so gründliche, so schmerzvolle Niederlage, daß dem Ministerium danach freilich nichts übrig blieb, als selbigen Tags seine Entlassung einzureichen. Der König sträubte sich lange; aber was half es? Die Combinationen waren erschöpft, die Geduld des Landes ermüdet — und nach achtägigem Zaudern hielt Herr Thiers, der Mann der Nothwendigkeit, seinen Wiedereinzug in jenes Hotel des Auswärtigen, das er vier Jahre früher (1836, August 25.), vom König in Stich gelassen, hatte mit den Rücken ansehn müssen, das ihm sodann schon ein Jahr früher, beim Rücktritt Molé's im Januar 39. wieder gebührt hätte — und dessen Schlüssel er dem Könige nun endlich, endlich wieder abgerungen. — Es war eine große Niederlage, die Louis Philipp erlitten: und das allgemeine Fallen der Course an allen Börsen Europas, auch der Ber-

liner, gab den Beweis, mit welcher Besorgniß man von diesem Tage ab in die Zukunft schaute.

Aber woher nun diese Besorgniß? was war es, was Herrn Thiers so fürchterlich machte, ein wahrer Wauwau der Börsenmänner, absonderlich in Deutschland? —

Wir haben oben die Politik Louis Philipp's charakterisirt; wir haben gezeigt, wie die ganze Staatsweisheit dieses vielbewunderten Mannes darin lag, daß er unvermerkt alle Formen der Freiheit in sich selbst hohl und nichtig gemacht, und an die Stelle des Volks, seiner Wohlfahrt, seines Rechtes allein seine eigene königliche Person eingeschoben hatte — in dieser Beziehung allerdings ein Napoleon des Friedens zu nennen: nur daß Napoleon die Augen Frankreichs zum Wenigsten durch den Ruhm seiner Siege, den Glanz seiner Eroberungen, die ganze märchenhafte Größe seiner Entstehung blendete, während Louis Philipp nur ein ganz gewöhnlicher Taschenspieler war.

Auch das System der verantwortlichen Minister war unter ihm zu einer bloßen Illusion geworden. Hinter allen Ministerien, seit Casimir Perier's Tode (1832, Mai 16.), stand der König selbst; er regierte nicht bloß, er gouvernirte auch.

Und dies war der hauptsächlichste Punkt, worin Herr Thiers ihm widerstrebte. Hätte er es gethan

aus Liebe zum Vaterland, wäre dieser Eifer, mit dem er den persönlichen Einfluß des Königs zu beseitigen suchte, hervorgegangen bei ihm aus einer aufrichtigen und wahrhaften Ehrfurcht vor den Bedingungen des constitutionellen Lebens und der unverletzbaren Souveränetät des Volkswillens — wer hätte ihm nicht seinen Beifall schenken wollen?!

Allein wer das politische Leben des Herrn Thiers irgend aufmerksam verfolgt hatte, für den war kein Zweifel: die Grundlage seiner Polemik war nicht Patriotismus, nicht Freiheitsliebe, sondern — Eitelkeit. Es war noch immer der bewegliche, reizbare, auf seinen Ruf eifersüchtige — und darum eitle, rechthaberische, eigensüchtige Journalist vom Jahre dreißig. Bei einer bewundernswerthen Rednergabe, einer fast unerschütterlichen Geistesgegenwart und sogar in einigen Fächern der Staatswissenschaft von ausgedehnten und gründlichen Kenntnissen, stellte er all diese seltenen Talente durch Eines wieder in Schatten: ein zu lebhaftes Bewußtsein derselben. Bei vielen ausgezeichneten Eigenschaften fehlte ihm eine, und zwar die Cardinaltugend des Staatsmannes: Besonnenheit und Mäßigung. Was speciell sein Verhältniß zum König anging, so spielte die schon erwähnte Katastrophe vom Jahre sechs und dreißig dabei eine große Rolle. Herr Thiers, sanguinisch, wie seine Natur es mit sich

brachte, hatte sich damals für den sehr intimen, den durchaus unentbehrlichen Rathgeber des Königs — mehr noch: in seiner officiellen Eigenschaft als Präsident des Ministerrathes für den eigentlichen Beherrscher Frankreichs gehalten. Als er nun aber seine Macht erproben wollte, als diese famöse Quadrupelallianz, die sich auf dem Papier so prächtig ausnahm und auf die Herr Thiers, als ihr Schöpfer, so stolz war, wirklich zur Ausführung kommen, als nun endlich einmal eine französische Armee in Spanien einrücken und Herr Thiers den lang ersehnten Lorbeer der Feldschlacht um seine dünnen Schläfe winden sollte — siehe da, da mußte er die Erfahrung machen, daß er auch aus keinem andern Tone geknetet, als die übrigen Minister Louis Philipp's alle, seit des gewaltigen Perier's Tode, und daß auch er, mit all seinen welterobernden Planen, nur der Mannequin gewesen war des „unveränderlichen Willen". Louis Philipp hatte Herrn Thiers dupirt — und das verzeiht Niemand leicht, ein Franzose aber am Wenigsten.

Und ein Franzose, das stand fest, war Herr Thiers, in seinen Fehlern wie seinen Tugenden, ein voller ächter Abdruck des französischen Nationalcharakters: feurig, ungestüm, großsinnig, ehrgeizig, leichtfertig, prahlerisch, empfindlich, eitel, raufsüchtig . . . .

Und darin lag denn zum großen Theil auch die

Furcht begründet, die man außerhalb Frankreich, vor Allem in Deutschland vor Herrn Thier's Ministerium empfand. Louis Philipp's Politik, mit ihrem feigen Hinzögern, ihrem Frieden um jeden Preis, ihren Cautelen und Verdrehungen, war weit mehr Politik der heiligen Allianz, als eigentlich eine französische Politik; die Politik des Herrn Thiers konnte leichtfertig, oberflächlich, tollkühn sein: aber eine nationale war sie gewiß, trotz ihrer Fehler und sogar wegen ihrer. Herr Thiers, in seinem Programm vom vierten März, in dem er sogleich außerordentlich energisch, mit einer Selbstgewißheit, einer Sicherheit auftrat, von der seine Vorgänger die Kammern völlig entwöhnt hatten, nannte sich selbst das „Kind der Revolution." Mit noch größerem Rechte hätte er sich können das Kind Frankreichs nennen; aber auch nur sein Kind. —

Dazu endlich kamen die Reminiscenzen an seine Amtsführung im Jahre sechs und dreißig, deren wir so eben gedacht. Hatte er da nicht schon einmal den Frieden Europa's fast verspielt? Hatte es nicht der ganzen „Weisheit" seines königlichen Gebieters bedurft, um seine Uebereilung unschädlich zu machen? — Und jetzt mit demselben Eifer, den er damals für die Intervention in Spanien gezeigt hatte, nahm er sich des Pascha von Aegypten, als eines Schützlings Frankreichs, an. Noch waren seine Reden nicht eigentlich

kriegerisch: aber die Energie, mit der er die „Ehre Frankreichs“ in seinen Schutz zu nehmen erklärte, wo und gegen wen es auch sei, der schadenfrohe Nachdruck, den er auf die Freundschaft Englands legte, sowie die Geringschätzung, mit der er schon in seiner Kammerrede vom dreizehnten Januar die bisher gepflogenen Unterhandlungen in Betreff des Orients behandelt hatte, ließen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß ihm auch hier das Schwert würde ziemlich locker in der Scheide sein. — Ueberdies beschuldigte man Herrn Thiers, der damals bereits sehr eifrige Studien zu seiner Geschichte Napoleons gemacht hatte, sich verliebt zu haben in die kriegerische Seite seines Gegenstandes; war Louis Philipp anerkannt als Napoleon des Friedens, nun gut, so sagte man Herrn Thiers nach, als neuer Napoleon des Kriegs debutiren und das Sagum mit der Toga vereinigen zu wollen.

Unter allen Umständen aber war der Ministerwechsel in Frankreich ein Gegenstand, der unsere Politiker, große wie kleine, lebhaft und nicht eben zum Angenehmsten beschäftigte; was durch den Untergang der Expedition nach Khiwa für den europäischen Frieden gewonnen schien, der Eintritt des Herrn Thiers ins Ministerium hatte es wett gemacht, und jeder nächste Morgen konnte die bedenklichsten Neuigkeiten bringen. —

Während auf diese Weise ein Ministerwechsel in Frankreich zum Gegenstand der Aufmerksamkeit, der Sorge ward für ganz Europa, ungefähr in denselben Wochen, da es nun einmal in Deutschland das Jahr der Jubiläen war, feierten zwei preußische Minister ihr funfzigjähriges Amtsjubiläum: ein Gegensatz, der allerdings nicht ironischer gedacht werden konnte, und in dem der ganze Unterschied der beiden Länder, Frankreich und Preußen, sich gleichsam im Auszug charakterisirte. — Der Kriegsminister Herr von Rauch und Herr von Kamptz, einer der beiden Chefs im Justizministerium, waren die Glücklichen. Doch ließ sich nicht eben behaupten, daß das Publikum großes Interesse daran genommen hätte. Herr von Rauch, erst seit wenigen Jahren (1837) im Ministerium, war, zumal bei der eigenthümlichen Abgeschlossenheit seines Geschäftskreises, für die Oeffentlichkeit so gut wie nicht vorhanden gewesen. Und was Herrn von Kamptz betraf, so war der Ruf, welchen derselbe sich als ehemaliger Director im Polizei- (1817 bis 1825) und geistlichen Ministerium (1824 bis 1830), sowie ganz besonders in den berüchtigten Demagogenuntersuchungen erworben hatte, zwar ein sehr verbreiteter, aber keineswegs von der Art, daß der Name einer Jubelfeier, in Beziehung auf die öffentliche Meinung wenigstens, gerechtfertigt gewesen wäre. — Den Verfechtern des

altpreußischen Systems bei alledem und ihrem Anhang waren auch diese Jubiläen Wasser auf ihre Mühle, besonders in Hinblick auf die gleichzeitige Lage Frankreichs. Wo Frankreich seine Ministerjubilare hätte? das arme Frankreich, dieser Spielball der Parteien, wo die Ministerien wechselten wie der Mond?! Nein, Gottlob, da sei Preußen doch ein anderes Land, da könne ein Beamter doch noch mit Ehren alt und grau werden, da kenne man keinen Einfluß der Persönlichkeiten und wisse nichts von Ministerkrisen . . .

Und doch sollte eben in diesen Tagen der Beweis geführt werden, daß es auch in Preußen Minister gab, deren Persönlichkeit für den Staat wichtiger, unentbehrlicher war, als die Theorie von der „vollendeten Staatsmaschine" zugeben wollte und daß auch hier Ministerkrisen nicht außer der Möglichkeit lagen.

Nur leider, daß es kein geringerer war, der diese Beweisführung übernahm, als der allzeit unwiderlegbare — der Tod. Es war wie im Spruch des Dichters: Thersites kehrte zurück, und Achilles mußte sterben. — Wir meinen den Tod des Cultusministers Herrn von Altenstein, der, nach jahrelanger Krankheit, welche dennoch seine geistige Kraft, seinen Fleiß, seine Liebenswürdigkeit nicht hatte lähmen können, am vierzehnten Mai erfolgte. Noch schulden diejenigen, welche das Glück genossen, Herrn von Altenstein im

Leben nahe zu stehen, ja zum Theil Mitarbeiter seines großen Werkes zu sein, dem Andenken des ausgezeichneten Mannes das Denkmal, welches sein Verdienst und (wir sind dessen gewiß) ihre eigene Liebe für ihn in Anspruch nimmt. Ihnen vorzugreifen, liegt nicht in unserer Absicht; auch würden uns Raum und Kraft dazu gleichmäßig mangeln. Eine Geschichte des Altenstein'schen Ministeriums wäre zugleich die Geschichte der Wissenschaft in Preußen; es wäre die Geschichte des preußischen Ruhms während einer Epoche, da diese Geschichte übrigens so ruhmlos war. — Wir begnügen uns daher, den Zwecken unserer Darstellung gemäß, in Kürze den Eindruck zu schildern, welchen der Tod des Herrn von Altenstein im Pubkikum machte.

Daß derselbe ein großer und allgemeiner war, das freilich verstand sich von selbst. Schon äußerlich genommen, wie hätte es anders sein können? Herr von Altenstein war der Letzte in der unmittelbaren Umgebung Friedrich Wilhelms des Dritten aus jenem Königsberger Kreise, in welchem, nach der Niederlage von Jena, die neue Schöpfung des Staates entworfen worden war; mit ihm schied aus dem preußischen Ministerium der letzte jener Namen, die, gleich einem Sternenkranze, die Zeit von achtzehnhundert acht bis fünfzehn, die Zeit der Stein und Hardenberg, umgeben, und deren bloßer Klang noch jetzt genügend ist,

das Herz des Patrioten zu erwärmen. Während der gefährlichsten Krisis des preußischen Staates, nach Steins erzwungenem Rücktritt im Jahre neun, hatte er den schwierigsten Theil der Verwaltung, die Finanzen, mit einem Talent, einer Einsicht, einer Gewissenhaftigkeit geleitet, die über alles Lob erhaben war; die wichtigsten Partien der damaligen Staatsreform sind der Mehrzahl nach unter Altensteins persönlicher Betheiligung durchgeführt worden.

Noch augenfälliger ward die Größe seiner staatsmännischen Eigenschaften sowie die Hoheit und Würde seines sittlichen Charakters, der Reichthum und die Tiefe seines Geistes, seitdem er (Decbr. 1817) an die Spitze des ausdrücklich für ihn gegründeten Cultusministeriums trat. Es hört sich bescheiden an, Cultusministerium oder gar wie der langgedehnte officielle preußische Titel lautet, ein wahrer Apothekerzettel: Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, und Mancher damals mochte die Achseln zucken über das überflüssige neue Ministerium. Herrn von Altenstein war es vorbehalten, dies überflüssige, untergeordnete Ministerium zum ersten zu machen im Staat; wenn die Mehrzahl der andern deutschen Staaten, wenn Rußland, Frankreich ꝛc. dem Beispiel Preußens folgten und ein eigenes Cultusministerium gründeten, so war auch dies, genau ge-

nommen, ein Tribut, der sie der ausgezeichneten Persönlichkeit des Herrn von Altenstein darbrachten.

Nur daß es überall schwer, wenn nicht unmöglich hielt, seines Gleichen zu finden. Oder wo war ein Minister, der in all den verschiedenen, den so völlig disparaten Kreisen seines großen Gebietes so zu Hause war, gleich ihm? der für jede neue Richtung, jedes neue Bedürfniß der Wissenschaft, ja für jedes neue Buch, jede neuauftauchende Persönlichkeit ein so aufmerksames, so gerechtes, so wohlwollendes Auge hatte? Der eiserne Fleiß, mit dem er sich den Obliegenheiten seines Amtes widmete, mit einer Genauigkeit, gleich dem untersten Diätarius, wurde nur erreicht durch die Liebenswürdigkeit und Anmuth seines persönlichen Verhaltens: Eigenschaften, durch die er sich gleichfalls als würdiger Genosse eines Hardenberg bewährte, und die den preußischen Beamten seitdem, mit anderen Eigenschaften der Hardenberg'schen Epoche, wie man behaupten will, ziemlich abhanden gekommen sein sollen. — Die Freiheit seines Geistes war unerschütterlich wie der Adel seiner sittlichen Natur; keine Intrigue, keine Parteileidenschaft reichte an die reine Höhe seines Standpunktes; nur dem Gemeinen und Unedlen war er ein unversöhnbarer Feind — oder richtiger: es fühlte sich selbst als sein Feind und verkroch sich vor ihm, um ihn unbemerkt in die Ferse zu

stechen. — Altenstein war ein Hellene unter den Barbaren der alten Bureaukratie; von ihm ging jene vorzüglich freie, heitre Gesinnung, jene ächt liberale Bildung aus, welche den preußischen Gelehrtenstand so lange ausgezeichnet hat, und von der sogar jetzt, nach dem pietistischen Heuschreckenfraß, der über die edlen Altenstein'schen Saaten gekommen ist, noch hie und da einige Trümmer übrig sind.

Doch wozu einzelne Eigenschaften aufzählen? Geht umher in den Städten und Dörfern der Monarchie, fragt nach unter den Millionen des preußischen Staates — es wird schwer halten, nur eine gelehrte Anstalt, eine Einrichtung der Wissenschaft, eine Stiftung der Kunst, ja nur eine Dorfschule zu finden, an welche Altensteins Gedächtniß nicht mit Segen geknüpft wäre! schwer halten, unter den Tausenden unserer Geistlichen und Lehrer, von dem Professor der Hochschule bis herunter zum Dorfcantor, Einen zu entdecken, auf den nicht irgend einmal der milde Strahl seines Geistes gefallen, der nicht irgend einmal durch eine Rede, ein Wort von ihm, und sei es ein nacherzähltes von Mund zu Mund, angeregt und zum Guten, Edeln, Schönen ermuntert worden wäre!

So wenigstens war es noch im Jahre vierzig. Der Schreiber dieser Zeilen weiß gar wohl, daß sich seitdem Manches und Vieles geändert hat, namentlich

auch hierin. Aber eben deshalb hat gerade er, der Herrn von Altenstein niemals gesprochen noch gesehen, der niemals in der geringsten Beziehung zu ihm gestanden hat, ja der dreist Tausend gegen Eines wetten kann, daß Herr von Altenstein niemals auch nur von seinem Namen Notiz gehabt — gerade deshalb fühlt er sich gedrungen, dieses Zeugniß wenigstens in diesen Blättern niederzulegen, damit in den Herzen der Leser sich, wenn nichts weiter, so doch eine Erinnerung, ein Nachhall wiederhole von jener tiefen, aufrichtigen Trauer, jenem wahrhaft ehrerbietigen Schmerz, der bei der Nachricht von dem Tode des Herrn von Altenstein die ganze Nation ergriff.

Wiewohl die Wenigsten im Stande waren, die eigentliche Größe des Verlustes zu ermessen, darum, weil sie bestenfalls nur die eine Hälfte seiner Verdienste, nur was er geleistet hatte, kannten.

Und doch war dies, bei all ihrer Größe, in der That erst die kleinere Hälfte. — Die eigenthümliche Ordnung der altpreußischen Bureaukratie, bei manchen Uebergriffen, mancher ungebührlichen, mancher gefährlichen Bevorzugung, die sie den Beamten gewährte, legte ihnen doch in Einem Punkte eine Beschränkung auf, die der Mehrzahl unserer gegenwärtigen jungen Freiheitsmänner sehr schwer würde zu tragen sein: Resignation auf persönlichen Ruhm. Das Geheimniß,

das ihre Mißbräuche schützte, beeinträchtigte auch die Anerkennung ihrer Verdienste; sie entbehrten des Trostes der Oeffentlichkeit, die für das Scheitern ihrer besten Pläne, ihrer edelsten Absichten sie zum Wenigsten durch die Zustimmung, den Beifall ihrer Zeitgenossen hätte entschädigen können.

In diesem Falle, vor unzähligen Andern, befand sich, besonders in der letzten Hälfte seiner Amtsführung, auch Herr von Altenstein. Auch von seinen Plänen, seinen Absichten ist nur der kleinere Theil ans Licht getreten, und auch dieser selten ganz unverkümmert; auch er hat dem Vaterlande, noch mehr als durch seine Thaten, durch das geleistet, was er verhindert! was niemals herausgetreten ist aus der Stille seiner Arbeitsstube, aus dem Schwall der Berichte, dem Wust der Akten! was gelegen hat, schweigend, quälend, wie ein Alp auf der Brust des edlen Mannes, bis es ihm endlich das Herz gebrochen!

Aber um dies verständlich zu machen, ist es nöthig, von der Charakteristik Friedrich Wilhelm des Dritten, die wir in dem nächsten Kapitel zu geben gedenken, schon Einiges an dieser Stelle vorauszunehmen.

Friedrich Wilhelm der Dritte, trotz der ununterbrochenen und zum Theil wahrhaft königlichen Pflege, welche er, während der langen Dauer seiner Herrschaft, den Wissenschaften widmete, war doch nichts weniger

als ein Mäcen. Mäßigen Geistes, von soldatischer Einfachheit und Strenge, unterstützte er Kunst und Wissenschaft, nicht weil er sie liebte oder weil er eine persönliche Befriedigung in ihnen fand: es war die Gerechtigkeit, diese wahrhaft königliche Tugend, die bei Friedrich Wilhelm dem Dritten den Mangel mancher andern glänzendern Eigenschaft so reichlich ersetzte, was ihn bestimmte, sich auch der Künste und Wissenschaften anzunehmen. Als ein sorgsamer Haushalter allen Bedürfnissen des Staates Rechnung tragend, ließ er auch diesem sein gemessen Theil zukommen, ohne eben selbst große Sympathien dafür zu empfinden. Wissenschaft und Kunst standen einmal, in dem großen Wirthschaftsbuch des Staates, sie gehörten zu den Erfordernissen einer würdigen, königlichen Regierung: und also wurde dafür gesorgt. —

Wir sind weit davon entfernt, dies Verfahren zu bespötteln. Im Gegentheil, wir haben bereits anerkannt und wiederholen es, daß wir in dieser Selbstüberwindung, dieser Unterordnung der eignen Neigung oder Abneigung unter das, was dem Staate gut und anständig ist, eine wahrhaft königliche Eigenschaft erkennen. Aber daß bei alledem einem solchen Könige gegenüber ein Mann von Altensteins weitem, genialem, freiem Blick eine überaus schwierige, überaus mühevolle Stellung hatte, dies wenigstens leuchtet ein. —

Friedrich Wilhelm der Dritte haßte die Genies: nicht, wie Napoleon, aus Eifersucht, sondern aus soldatischer Accuratesse; er verstand sie nicht, sie verdarben ihm, so zu sagen, die Front und störten die militärische Gleichförmigkeit seiner Weltanschauung. Er haßte überhaupt oder behandelte wenigstens mit Mißtrauen Alles, was sich über einen gewissen mittlern Durchschnitt erhob, oder was überhaupt viel Aufsehen erregte und viel von sich reden machte in der Welt, ja endlich alles Neue überhaupt: sehr löbliche Eigenschaften für einen König, der nun einmal von sich selbst fühlte, daß er für das Außerordentliche kein Maß in sich trug, und dem daher keine Gefahr näher lag, als in die Abhängigkeit des Genies zu gerathen oder sich überrumpeln zu lassen von dem unverstandenen Neuen.

Aber sehr unbequem für einen Cultusminister, der, gleich Altenstein, die Hand hatte am Puls der Zeit und jeden neuen Keim der Bildung, jede neue Entwicklung der Wissenschaft in liebevolle Pflege nehmen wollte! der es sich zur Aufgabe gesetzt hatte, alle Fürsten des deutschen Geistes, alle ersten Sterne der Wissenschaft auf Preußens Hochschulen zu versammeln!

Man begreift, welche Noth der Minister mit diesem murrenden, knurrenden König, der, bei dem edelsten und reinsten Herzen, es sich nun einmal zur Ge=

wohnheit gemacht hatte, auch seine besten Thaten mit Murren zu thun und nichts zu gewähren, nur Alles sich abnöthigen zu lassen — man begreift, sage ich, welche Noth der Minister mit diesem König schon unter gewöhnlichen Umständen haben und welche Arbeit es kosten mußte, die oft so künstlichen, so verwickelten Windungen geistiger Zustände diesem argwöhnischen Auge zurecht zu legen. Wie nun gar erst zur Zeit der Demagogenuntersuchungen, da die Universitäten geächtet und verfehmt wurden als Herde des Aufruhrs und der Empörung? da in Bonn, dieser Lieblingsschöpfung, diesem eigensten Kinde des Altensteinschen Ministeriums, die Arndt und Welcker suspendirt und die kaum gesäten Keime der Bildung mit gänzlicher Vernichtung bedrohet wurden? da die Freiheit der Wissenschaft, die Würde des Lehrerstandes, in denen Altenstein, weil selbst ein freier und würdiger Charakter, die eigentlichen Stützen des ihm anvertrauten Ministeriums erkannte, geknechtet wurden und verstümmelt und eingeschnürt in das Netz der Karlsbader Beschlüsse? Wie in den dreißiger Jahren, als Hegel, den Altenstein nach Berlin gebracht und mit nicht geringer Anstrengung in Gunst und Ansehn erhalten, nach seinem Tode plötzlich erkannt ward als das, was er, seinem innersten Wesen nach, allerdings jederzeit gewesen, ein unerbittlicher Zertrümmerer der

alten Vorurtheile, ein Mauerbrecher der Freiheit? da die Frommen im Herrn ein Geschrei anhuben durchs ganze Land und riefen Zeter über den freidenkerischen, den glaubenlosen Minister, der die Philosophen ins Land gerufen und hatte die Kirche des Herrn gegeben in die Hände der Aufklärer und hatte Weltweise und Schriftgelehrte erhöhet auf den Stuhl der Gläubigen? da die Geistesfaulheit, die rohe Empirie, unter dem Vorwand der praktischen Nutzbarkeit, sich erhob und wollte mit ihrem plumpen Realismus die großartige ideelle Anlage der preußischen Gelehrtenschulen über den Haufen werfen? da endlich — das Gefährlichste von Allem! am Hofe selbst, in der Nähe des alternden Königs, ein neuer, mächtiger Einfluß sich geltend machte: der Einfluß einer sehr gebildeten, sehr geistreichen, ja großherzigen — aber bei alledem einer Persönlichkeit, die aus zu entgegengesetzten Elementen gemischt war, in zu anderm Boden wurzelte, als daß sie umhin gekonnt hätte, Altensteins Pläne zu kreuzen und zu hindern? als es auf die Kunde davon herbeikroch und kam hervorgehuscht aus allen Winkeln, das niedrige, schnappende Gewürm, das jedesmal der neuaufgehenden Sonne vorankriecht, wie die Spinne vor dem Regen, und zerrte und neckte den siebzigjährigen Mann? als es endlich dahin kam, daß Herr von Altenstein bei Hofe nur noch kalte, ver-

legene Gesichter fand, dermaßen, daß er den Hof zu vermeiden anfing und nur allein noch die amtlichen Beziehungen aufrecht erhielt?

Den meisten Schmerz machte ihm die Kölner Angelegenheit. Von ihm war sie nicht verschuldet worden. Auf das Concordat vom Jahre 1821, das denn doch, genau betrachtet, die ganze Wurzel des späterhin so hochauf gewucherten Uebels war, hatte er wenig oder gar keinen Einfluß gehabt; in Herrn von Spiegel hatte er einen Geistesverwandten geschätzt und daher jederzeit im besten Vernehmen mit ihm gestanden. Sein Nachfolger aber, Herr von Droste, war auf den erzbischöflichen Stuhl nicht allein (so seltsam es klingt) ohne Altensteins Zuthun, sondern sogar gegen seine Ansicht und gegen seinen Wunsch gelangt; ein Einfluß, dessen wir vorhin bereits gedacht haben und den gewisse westphälische Coterien für den Herrn von Droste gewonnen, hatte die warnende Stimme des bewährten Dieners übertönt. — Auch an der endlichen Katastrophe soll Herr von Altenstein nur sehr bedingten Antheil gehabt haben; der eigentliche Anstoß soll (und wer Charaktere und Verhältnisse zu beurtheilen versteht, wird die Erzählung nicht unwahrscheinlich finden) vom König selbst ausgegangen sein, der seine Stellung als Schutzherr der evangelischen Christenheit, sowie seinen strengen Begriffen

von Subordination keine geringere Genugthuung als diese schuldig zu sein glaubte. — Herr von Altenstein, mit seiner milden, humanen Persönlichkeit, mit seiner versöhnlichen, beruhigenden Natur, muß in dieser Zeit Außerordentliches gelitten haben; es ist wohl kein Zweifel, daß die Kölner Affaire seinen Tod zum Wenigsten beschleunigt hat.

Ueberhaupt, wer die Paradoxen liebte, könnte sagen, daß die letzten Jahre des Altenstein'schen Ministeriums eine fortdauernde Abdankung gewesen, und daß sein Tod die Entlassungsurkunde, die schon längst ausgefertigt für ihn im Kabinete lag, nur gleichsam vollzogen hat. Im Publikum war das Gerücht von seiner Entlassung schon mehrfach aufgetaucht; so namentlich mit großer Bestimmtheit noch wenige Wochen vor seinem Tode. — Daß es nicht wirklich dazu kam, dazu that wiederum eine Eigenschaft des Königs, die ebenfalls von Vielen verkannt und getadelt worden ist, und in der wir unsers Theils doch wieder etwas ächt Königliches nicht ganz verkennen möchten: Pietät gegen seine alten Diener. — Nichts steht einem König schlechter, als ein leichtsinniger Wechsel von Persönlichkeiten. Er soll nicht einseitig am Alten hängen, weder in Principien noch in Personen: aber ebenso wenig soll er Experimente treiben mit seiner Umgebung und die Citrone, nach dem bekannten Sprich-

wort, wegwerfen, nachdem er sie ausgepreßt. — Nicht leicht hat ein König diesen Grundsatz gewissenhafter beobachtet, als Friedrich Wilhelm der Dritte, vielleicht sogar mitunter zu gewissenhaft. Wie er Ehrfurcht für sich selbst verlangte, so gewährte er sie Andern; am Meisten denen, die er in langjährigem Dienste treu und zuverlässig befunden hatte. Es that dabei nichts, wenn auch im Lauf der Zeit persönliche Differenzen und abweichende Ansichten hervorgetreten waren. Die Nachsicht, die der König für sich selbst in Anspruch nahm, eigensinnig und grillig zu sein, gestattete er, nach Gelegenheit, auch Andern. — Nur auf diese Weise war es möglich geworden, daß Herr von Altenstein, trotz dem völlig veränderten System der preußischen Regierung und trotz der zahlreichen und mächtigen Gegner, welche, offen und geheim, auf seinen Sturz hinarbeiteten, sich dennoch nicht nur fortdauernd in seinem Amte erhielt: sondern daß auch der Tod erst das Band des Vertrauens und der Hochachtung löste, welches, beiden Theilen gleich sehr zu Ehre, mehr als ein Menschenalter hindurch Minister und König verbunden hatte. —

Nun aber, mit dem vierzehnten Mai, war es gelöst — wem war es vorbehalten, das neue anzuknüpfen? Diese Stelle im Rath des Königs, seinem Ohr so nahe, von so ungeheurem Einfluß auf das Wohl des

Landes, wer war bestimmt, sie nach ihm einzunehmen? — Hätte es noch irgend eines Zeugnisses bedurft für die außergewöhnliche Stellung des Herrn von Altenstein — dieser Eifer, mit dem man sich um seine Erbschaft stritt, diese Begier, den Verstorbenen zu ersetzen, hätte es geliefert. — Der Tod eines Ministers und die Wiederbesetzung seines Postens war sonst in Preußen ein ziemlich unbemerktes Ding gewesen: der Minister ist todt! es lebe der Minister! — Anders in diesem Falle. Zum ersten Male nach langen Jahren sollte die Besetzung eines Ministerpostens wieder zum Prüfstein der Parteien werden: der Parteien, die sich langsam, unmerklich, ja absichtlich verleugnet, dennoch herangebildet hatten, und die nun plötzlich einander gegenüber standen, ihre Stärke zu erproben. Wird sich ein Erbe des Altenstein'schen Geistes finden? — Man blickte umher und zweifelte! Und wenn er sich fände, würde er zugelassen werden? Die Zweifel wuchsen! — Diese Partei der Frommen und Strenggläubigen, diese wahren Gegenfüßler des freien Altenstein'schen Humanismus, die von Jahr zu Jahr kecker hervorgetreten waren, die sich breiter und breiter gemacht hatten im Staat — saßen sie sicher genug bereits, auch den letzten, höchsten Posten an sich zu reißen? Und wenn es ihnen gelang, welche Folgen wird es haben? Gerade beim Cultusministerium schwebten Fra-

gen von außerordentlicher Wichtigkeit; die katholischen Wirren, die Stellung der Philosophie, das christliche Princip, die Reform der Gymnasien, die beginnenden Zerwürfnisse im Schooß der evangelischen Kirche selbst — welche Aufgaben, welche Vorwürfe für einen Staatsmann!

Kein Wunder demnach, daß die edle Leiche kaum noch erkaltet war, als auch bereits eine wahre Sündfluth von Gerüchten, Combinationen und Vermuthungen sich ergoß. Mit jedem Tage tauchten neue Namen auf; nicht ein Ministerium, eine ganze Regierung hätte man damit besetzen können.

Kurz zu sagen: der Tod des Herrn von Altenstein war das erste Ereigniß des Jahres achtzehnhundertvierzig in Preußen; nicht bloß die Nächstbetheiligten, sondern alle Kreise der Gesellschaft wurden davon berührt und aufgeregt.

Denn noch eine Seite gab es an diesem Ereigniß, die wir bisher noch nicht erwähnt haben, und die doch den großen Haufen vor allen andern packte; eine Seite, die in Zusammenhang stand mit der ängstlichen, erwartungsvollen Spannung des Publikums im Allgemeinen, von der wir zu Anfang dieses Abschnittes gesprochen haben: eine dämonische, geheimnißvolle Seite . . . .

Herr von Altenstein (wir haben es bereits gesagt) war der letzte von den alten Dienern des Königs; er war in demselben Jahre geboren wie er; seit dreiundzwanzig Jahren, bei all dem Unzähligen, was in Wissenschaft und Kunst geschah, bei diesen Museen, welche die königliche Freigebigkeit entstehen ließ, diesen Prachtbauten, die sich auf Kosten des Königs, zu wissenschaftlichen Zwecken, in den Straßen Berlins wie in den Provinzen erhoben, überall, wohin die Augen fielen, war man gewohnt, Altenstein und den König zusammen zu nennen . . . .

Nun war der Eine dahin geschieden — wie lange wird der Andere noch bleiben?! Die Zweige fielen ab — wie lange wird sich der Stamm noch halten?!

Es fehlte nicht an Gerüchten, welche geeignet waren diese abergläubischen Combinationen zu unterstützen. Schon seit Ende März, hieß es, kränkle der König; eine Unpäßlichkeit, die Anfangs nur als leichte Erkältung aufgetreten, sei unvermerkt in eine allgemeine und gefährliche Schwäche umgeschlagen. —

Die Gerüchte nahmen zu. Man erinnerte sich jetzt, den König schon seit Längerm nicht mehr öffentlich gesehen zu haben; man blickte im Theater in die Loge, nach dem Vorhang, hinter dem so lange, allabendlich, das ernst freundliche Gesicht des Monarchen hervorgelauscht hatte — der Platz war leer. Eine große

Unruhe fing an sich der öffentlichen Stimmung zu bemeistern; man hatte so lange, in Ernst und Scherz, gepocht auf den verhängnißvollen Charakter des Jahres vierzig — sollte er sich in der That jetzt bestätigen?

Inzwischen sollte die Neugier des Publikums noch einmal durch ein anderes Ereigniß abgezogen werden. Der einunddreißigste Mai, der Tag, an welchem hundert Jahre zuvor Friedrich der Große den Thron Preußens bestiegen, näherte sich. Magistrat und Stadtverordnete Berlins trafen Anstalten, den Tag in würdiger Weise, durch Stiftungen und öffentliche Festlichkeiten zu begehen; auch in andern Städten der Monarchie wurden ähnliche Vorbereitungen getroffen. — Die Regierung, wie abhold sie öffentlichen Feierlichkeiten sonst auch war, blieb doch in diesem Falle nicht zurück. Im Gegentheil, sie bestimmte diesen Tag zur endlichen Abtragung einer Schuld, die schon seit mehr als funfzig Jahren auf ihr lastete, und von deren Tilgung schon unzählige Male, zu den verschiedensten Zeiten, die Rede gewesen war: die Errichtung eines Denkmals für Friedrich den Großen.

Eine Kabinetsordre des Königs vom 26. Mai, ganz in dem nüchternen, wortkargen Stil, der die Erlasse Friedrich Wilhelms des Dritten charakterisirt, und der nun bald auf immer verschwinden sollte, be-

stimmte den ersten Juni zur feierlichen Grundsteinlegung. Der König selbst konnte keinen Theil mehr daran nehmen; man erzählte sich, daß er vom Fenster seines Krankenzimmers aus die glänzende Scene einen Moment lang in Augenschein genommen habe, sogleich aber, von Krankheit bewältigt, in Ohnmacht gesunken sei.

Und so wandte sich auch die Aufmerksamkeit des Publikums von der Pracht und dem Jubel des Festes sogleich wieder dem Palais des Königs zu, vor dessen sonst so stillen Thüren sich jetzt die Wagen der Aerzte, die Equipagen der Minister und Prinzen in wilder Eile kreuzten. Man wußte, daß, mit Ausnahme des russischen Kaiserpaares, sämmtliche Angehörige des hohen Kranken um sein Lager versammelt waren —, Anzeichen genug, daß dies keine gewöhnliche Krankheit sei, und daß etwas Außerordentliches, etwas Entscheidendes sich bereite!

Bald hieß es auch, daß die kaiserliche Tochter gleichfalls angelangt; der Kaiser selbst wurde stündlich erwartet.

Die Aufregung des Volkes wuchs: und die Bülletins, welche endlich (seit dem dritten Juni) ausgegeben wurden, waren wenig geeignet, sie zu beruhigen. Ein unheimliches Grausen, ein instiktmäßiges Gefühl, an einem Wendepunkt in Preußens Geschichte zu

stehen, hatte sich, schwül und dumpf, über alle Gemüther gelagert.

Dazu bei sehr Vielen, namentlich bei dem älteren Theil des Bürgerstandes kam eine wirkliche, aufrichtige Trauer. Zwei und vierzig Jahre hatte man mit dem königlichen Herrn Gutes und Böses getheilt; man kannte ihn und wußte, wie man mit ihm daran war — was brachte die Zukunft?!

Eine Menge kleiner Anekdoten, unerhebliche Züge, werthlos an sich, aber bedeutend als Zeichen einer aufrichtigen und tiefgehenden Verehrung, cursirten unter der Menge, welche in dichten Haufen das Palais umlagert hielt. Ob der König geschlafen und wie lange, was er genossen, was gesprochen — es waren wichtige Neuigkeiten, die man sich mit Begier vom Munde haschte und mit schmerzlichem Stolze weiter trug. Dazwischen einzelne Aeußerungen des Königs, seine Standhaftigkeit und Milde auch in den Qualen des Todeskampfes charakterisirend und dadurch die Wehmuth und die schmerzliche Erregung nur noch vermehrend.

Auch Anekdoten von finsterm, verhängnißvollem Charakter tauchten auf. Am Morgen des Siebenten endlich war der Kaiser von Rußland gekommen. Der König, erzählte man sich, habe ihn schon nicht mehr gekannt; endlich kommt er zu sich — „Comment cela

va-t-il?" fragt ihn der Kaiser — „Cela va mal" — Worte, so einfach, so natürlich in dem Munde eines Sterbenden: und doch, die bewegte Menge flüsterte sie sich geheimnißvoll, wie eine Prophezeihung der Zukunft, von Ohr zu Ohr — „Cela va mal" . . . War es im Hinblick auf die gegenwärtige Lage des Staates? war es eine Ahnung dessen, was kommen sollte?! —

Schon am Sechsten hatte man behauptet, der König sei gar nicht mehr am Leben, sein Tod werde nur verheimlicht — seltsame Phantasien eines aufgeregten Volkes, welches, im Bewußtsein außerordentlicher Ereignisse, dieselben gern noch mit Außerordentlicherm ausschmücken möchte!

Es war Pfingstfest. Doch an Pfingstfreude, wie sie sonst um diese Zeit die Straßen der Hauptstadt erfüllte, dachte Niemand: Alle waren gespannt auf den verhängnißvollen Augenblick, der immer noch zögerte, und dessen Eintritt doch schon unsäglich gewiß war . . .

Endlich am Siebenten Nachmittags, fünfundzwanzig Minuten nach drei Uhr, erscheint ein Adjudant in der Thür mit bloßem Haupt . . . er winkt, er spricht . . .

Eine Stunde später klebten an den Straßenecken Zettel, welche „den Hintritt des geliebtesten, väter-

lichsten Familienhauptes, dem Vaterlande den Verlust seines verehrten, innigst geliebten Herrschers" anzeigten.

Friedrich Wilhelm der Dritte war gestorben; Friedrich Wilhelm der Vierte bestieg den Thron . . .

Die Orakel hatten nicht gelogen, das Jahr vierzig hatte seine dämonische Kraft auch für das neunzehnte Jahrhundert bewährt . . .

Und eine neue Zeit begann.

— — — — — —

Seit dem Jahre 1851 redigirte Prutz ein großes Journal, das „Deutsche Museum“, eine Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Sie gehörte vom ersten Heft an zu den besten deutschen Journalen, und hat von da ab ihren guten Ruf, ihren innern Werth fort und fort erhöht. Hätten wir mehr solche Zeitschriften, wir würden auch mehr und insbesondere ein besseres, frischeres öffentliches Leben haben.

Um Prutz unsern Lesern auch in seiner Eigenschaft als Kritiker und Redacteur dieses Journals besonders vorzuführen, haben wir ebenso sehr deshalb, wie zur Empfehlung der Zeitschrift und zur zweifelslosen Freude unserer Leser aus dem Jahrgang 1853 des „Deutschen Museum“ einen Artikel ausgehoben, welcher von Prutz herrührt; er folgt hier.

Pfaffenwirthschaft

in Aesthetik und Literaturgeschichte.

Herr Friedrich Joachim Günther und Schiller's „Lied von der Glocke.“

„Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben!“ Den Schwarzen sind wir los, die Schwarzen sind geblieben! — Und in der That, sie rühren sich recht munter, unsere Schwarzen, mit und ohne Talar, gescheitelt und ungescheitelt, auf der Kanzel und am Schreibtisch, auf der Tribune und auf dem Katheder; recht wie die Ameisen nach einem Gewitterregen, wenn die Sonne zuerst wieder auf das nasse Erdreich scheint und die kleinen flinken Thierchen mit den scharfen Krallen und den unersättlichen Freßzangen kommen nun von allen Seiten herbeigewimmelt, den angerich=

jene ganze unsichtbare Gemeinde der Humanität und Bildung sich noch niemals so zerstreut und vereinsamt gefühlt hat, als seit dem Siege der Reaction.

Allein wie gesagt, von jener Gemeinde sprechen wir ja hier auch gar nicht, ebenso wenig wie von jenen frommen und wohlthätigen Bestrebungen einzelner Personen wie ganzer Kreise, die in der sittlichen Verwilderung der Einzelnen, besonders in den sogenannten untern Ständen, die eigentliche Wurzel unserer dermaligen politischen wie socialen Bedrängniß zu erkennen meinen und dieser Verwilderung daher theils durch die Belehrungen und Tröstungen der Religion, theils durch die Unterstützungen werkthätiger Frömmigkeit entgegenzuarbeiten suchen. Es ist allerdings möglich, daß wir über den Weg, der von diesen Personen und Kreisen eingeschlagen wird, hier und da anderer Meinung sind; wir glauben überhaupt nicht, daß diese Art der Wirksamkeit lediglich der Privatthätigkeit überlassen bleiben darf, sondern daß dieselbe ihre wahren Früchte nur erst in dem öffentlichen, allgemein zugänglichen Boden der Gemeinde bringen kann, bescheiden uns aber freilich auch, daß die Gemeinde, wie sie gegenwärtig ist und wie sie weiter noch gemacht werden soll, am allerwenigsten geeignet oder auch nur im Stande ist, diesen edlen Samen aufzunehmen. Nein, die wir meinen und auf

die auch die Ueberschrift unsers Artikels sich bezieht, das sind die Zahlreichen, Hohe und Niedere, Geistliche und Laien, Politiker und Gelehrte, die in diesem Augenblick wieder, mit einer Ungenirtheit, wie seit langem nicht, das Ansehen der Kirche und den Einfluß der Religion benutzen, um damit ihre selbstsüchtigen weltlichen Zwecke zu verfolgen oder den selbstsüchtigen Zwecken Anderer, Mächtigerer als willkommenes Instrument zu dienen; die überfließen in salbungsvollen Worten über die Sündhaftigkeit der Creatur und die schnöde Herrlichkeit der Welt und die doch überall, wo ihre eigenen Ansprüche und Rechte in Frage kommen, von sich selbst gar nicht hoch genug denken noch sich genug von dem eiteln Mammon der Welt zueignen können; die Entsagung, Demuth, Bruderliebe predigen, und doch ihre Hände in Alles stecken, offen und heimlich, rein und unrein, und dann in ihren Mußestunden umherschlendern und mit hochgehaltener Nase in der Luft spüren, ob nicht etwa schon wo ein Scheiterhaufen angezündet wird, die Ketzer zu braten; die Zeter schreien über jeden zudringlichen Lichtstrahl, der auf ihr dunkles Treiben fällt und doch mit schmunzelnden Lippen jeden Irrthum und Fehltritt Andersdenkender an den Tag ziehen; die Gehorsam fodern und Ergebung im Namen Gottes von allen Gedrängten, Gestoßenen und

teten Schaden auszubessern oder einen todten Käfer oder wol gar ein Vögelchen, dem der Sturm die Flügel zerschlagen hat, als willkommene Beute zu verzehren. Freilich ja, ein Gewitter ist auch über unsere schwarzen Freunde dahin gezogen, das schwere Gewitter der Revolution; es gab eine Zeit, wo der dickste Ameisenhaufen sich so still verhielt, als wäre er bloße todte Asche, und wir könnten nun ganz sicher sein, niemals wieder gekniffen und geplagt zu werden. Aber das Gewitter ist vorübergegangen, der Ameisenhaufen wird wieder lebendig, er setzt sich sogar in Bewegung und wandert — wer kann sagen, wie weit er noch kommen wird?!

Erst neulich haben wir in diesen Blättern aus besonnener und sachkundiger Feder vernommen, daß die Revolution, diese für den Augenblick so unfruchtbare, so verderbliche Revolution, Niemand so gute Früchte getragen und Niemand so zu statten gekommen als der Kirche. Natürlich nicht jener unsichtbaren Kirche, der Kirche der Menschlichkeit, der Bildung und der Freiheit, die als das eigentliche Ziel der Menschheit sich über alle andern einzelnen Kirchen erhebt, indem sie zugleich die wahren Grundsteine liefert zu Allem, was in diesen einzelnen Kirchen wahr, erhaben und ewig ist, und in der daher auch alle wahren Bekenner, gleichviel welcher Kirche sie übri-

gens angehören, zusammenkommen. Ob dieser Kirche die Revolution geschadet hat oder genützt, darüber wird erst die Zukunft entscheiden können. Aber daß sie auch nichts gewonnen hat bei dieser Reaction, welche nach ewigen Naturgesetzen auf die Revolution gefolgt ist, das liegt schon jetzt mit erschütternder Deutlichkeit zu Tage. Sich im Siege zu mäßigen mag schwer sein, zumal wenn der Sieg selbst ein unerwarteter und unverhoffter ist; man ergreift die Waffe des Fanatismus nicht, um sie sofort nach gemachtem Gebrauch wieder niederzulegen. Daraus also machen wir der Reaction keinen Vorwurf; sie ist bei der Revolution in die Schule gegangen und ist, wie die Jugend das so macht, klüger geworden als ihr Lehrmeister: sie weiß jetzt, daß man in der Politik jederzeit nicht blos so weit gehen muß wie man darf, sondern immer wie man kann. Ja selbst ihre Schuld oder Mitschuld wollen wir unerörtert lassen; es kann ein zufälliges Zusammentreffen sein, warum nicht? Aber die Thatsache selbst muß es wenigstens verstattet sein aufzuzeichnen, daß nämlich die Herzen der Menschen im Allgemeinen noch niemals so hart, so stumpf gewesen sind, daß die köstliche Quelle des Mitleids und der Vergebung noch niemals so spärlich gerieselt hat, die Blüthe der Herzlichkeit noch nie so welk, der Flügel der Freude noch nie so lahm gewesen,

jene ganze unsichtbare Gemeinde der Humanität und Bildung sich noch niemals so zerstreut und vereinsamt gefühlt hat, als seit dem Siege der Reaction.

Allein wie gesagt, von jener Gemeinde sprechen wir ja hier auch gar nicht, ebenso wenig wie von jenen frommen und wohlthätigen Bestrebungen einzelner Personen wie ganzer Kreise, die in der sittlichen Verwilderung der Einzelnen, besonders in den sogenannten untern Ständen, die eigentliche Wurzel unserer dermaligen politischen wie socialen Bedrängniß zu erkennen meinen und dieser Verwilderung daher theils durch die Belehrungen und Tröstungen der Religion, theils durch die Unterstützungen werkthätiger Frömmigkeit entgegenzuarbeiten suchen. Es ist allerdings möglich, daß wir über den Weg, der von diesen Personen und Kreisen eingeschlagen wird, hier und da anderer Meinung sind; wir glauben überhaupt nicht, daß diese Art der Wirksamkeit lediglich der Privatthätigkeit überlassen bleiben darf, sondern daß dieselbe ihre wahren Früchte nur erst in dem öffentlichen, allgemein zugänglichen Boden der Gemeinde bringen kann, bescheiden uns aber freilich auch, daß die Gemeinde, wie sie gegenwärtig ist und wie sie weiter noch gemacht werden soll, am allerwenigsten geeignet oder auch nur im Stande ist, diesen edlen Samen aufzunehmen. Nein, die wir meinen und auf

die auch die Ueberschrift unsers Artikels sich bezieht, das sind die Zahlreichen, Hohe und Niedere, Geistliche und Laien, Politiker und Gelehrte, die in diesem Augenblick wieder, mit einer Ungenirtheit, wie seit langem nicht, das Ansehen der Kirche und den Einfluß der Religion benutzen, um damit ihre selbstsüchtigen weltlichen Zwecke zu verfolgen oder den selbstsüchtigen Zwecken Anderer, Mächtigerer als willkommenes Instrument zu dienen; die überfließen in salbungsvollen Worten über die Sündhaftigkeit der Creatur und die schnöde Herrlichkeit der Welt und die doch überall, wo ihre eigenen Ansprüche und Rechte in Frage kommen, von sich selbst gar nicht hoch genug denken noch sich genug von dem eiteln Mammon der Welt zueignen können; die Entsagung, Demuth, Bruderliebe predigen, und doch ihre Hände in Alles stecken, offen und heimlich, rein und unrein, und dann in ihren Mußestunden umherschlendern und mit hochgehaltener Nase in der Luft spüren, ob nicht etwa schon wo ein Scheiterhaufen angezündet wird, die Ketzer zu braten; die Zeter schreien über jeden zudringlichen Lichtstrahl, der auf ihr dunkles Treiben fällt und doch mit schmunzelnden Lippen jeden Irrthum und Fehltritt Andersdenkender an den Tag ziehen; die Gehorsam fodern und Ergebung im Namen Gottes von allen Gedrängten, Gestoßenen und

Geplagten, und die doch den Thron ihrer eigenen Herrschsucht nicht hoch genug bauen können, gleichfalls im Namen Gottes; die, mit einem Worte, die Religion der Bruderliebe und des Erbarmens, die sie zu lehren bestimmt sind oder auf deren Satzungen sie sich berufen, Lügen strafen durch ihre Handlungen und die Herzen des Volks der Kirche, selbst auch jener sichtbaren, von der sie allein wissen, entfremden statt sie der höhern, ewigen zuzuführen!

Es ist wahr, der Kampf gegen diese Nachtfalter hat nachgerade etwas Veraltetes, beinahe Lächerliches; er ist hors de saison, wie sie selbst, und leidlich gebildete Menschen, sollte man meinen, müßten, beiläufig zwei Menschenalter nach Lessing's und Herder's Tode, wichtigere Dinge zu thun haben, als sich mit ihnen herumzuschlagen. Unsere Pfaffen selbst (denn nachdem wir im Obigen so genau angegeben haben, was wir darunter verstehen, dürfen wir uns dieses Ausdrucks ja wol ohne Gefahr von Mißverständnissen oder Mißdeutungen bedienen) haben sich diesen Umstand auch mit gewohnter Schlauigkeit zu Nutzen gemacht; Pfaffenwirthschaft — ei ja doch, so etwas giebt es ja heutzutage gar nicht mehr, dazu ist die Welt viel zu aufgeklärt und einsichtsvoll, und selbst angenommen, daß irgendwo in den heutigen Köpfen noch der Keim eines Gregor VII. oder Loyola schlum-

merte, so wären das ja immer nur Nachzügler einer längst überwundenen Epoche, nur Gespenster, die bei dem ersten Hahnenschrei zerflattern müssen!

Ganz wohl: aber wenn der Hahn nun nicht schreit? wenn ihm nun in aller Stille der Hals umgedreht ist, daß er gar nicht mehr schreien kann? Zugegeben, daß es nur Gespenster sind, die uns an der Nase zupfen und das Bein stellen, oder vielleicht auch nur leichtfertige Jungen mit umgehängten Betttüchern und Schellen am Gürtel, die bei Nacht heimlich in unsere Schlafkammer gestiegen sind — thun ihre Püffe darum weniger weh und haben wir darum weniger Recht uns zu wehren? Unsere Freunde von drüben sind sonst so bereit, die Weisheit des Volksmundes zu bewundern, und wissen so viel schöne alte Reime und Sprüchwörter zu citiren. Nun, wir können auch mit dergleichen aufwarten: Knüppel aus dem Sack! — der Refrain klingt nicht höflich, ist aber doch zuweilen sehr an seiner Stelle und läßt sich durch nichts übersetzen oder umschreiben.

Und den wollen wir denn anstimmen, wenigstens überall da, wo wir unsere Gegner auf einem Grund und Boden antreffen, auf dem wir selbst vielleicht einigen Fug haben uns zu Hause zu fühlen. „Raum ist auf der weiten Erde, was verfolgst Du meine

Herde?" Theologie und Pädagogik, Politik und Finanzen, Gesetzgebung und Verwaltung, Höfe und Haushaltungen — welche Felder! welche Aufgaben! Ein Briareus selber müßte alle Hände voll daran zu thun haben! Aber die Kirche, jene Kirche, die wir oben des nähern geschildert haben, hat bekanntlich einen guten Magen; sie kann nichts sehen, was sie nicht auch zu besitzen wünscht, selbst auch wenn es Dinge sind, die sie sonst zu verachten und zu verfolgen gewohnt ist. Nicht zufrieden mit den Schätzen der Wirklichkeit, gelüstet es sie nun auch noch nach den phantastischen Genüssen der Kunst; sie sitzt an den Fleischtöpfen Aegyptens — nun will sie auch gar noch Lorbern daran; sie schmaust die Wachteln — nun sollen sie ihr auch noch gar dazu singen!

Aber immerhin, solange unsere frommen Freunde sich ihre Kunst nur wenigstens selbst machen; weder die bildende Kunst unserer Nazarener, noch diese neueste Kreuz- und Dornenpoesie der Redwitz und Genossen sind eben sehr geeignet, unsern Neid zu erregen. Aber nur unsere alten klassischen Poeten, jene hartgesottenen Sünder, die schon bei Lebzeiten durch die Spießruthen unserer Ketzerrichter gelaufen, ohne sich zu bessern und sich damit nun wol endlich das Recht erkauft haben werden, als ehrliche brave Heiden verehrt, geliebt und meinethalben auch gehaßt zu

werden — nur unsere Goethe, unsere Schiller, unsere Lessing, alle Heroen der deutschen Poesie und Bildung, die wenigstens sollte man doch unangetastet lassen! nicht ihren lorberbedeckten Scheitel sollte man noch nachträglich unter die Tonsur zu bringen suchen, nicht Kirchenlichter und Propheten machen wollen aus denselben Männern, die unsere Pfaffen selbst bis dahin mit so richtigem Instinct verfolgt und gelästert haben! Es ist dies ein neues und durchaus nicht uninteressantes Manöver, das unsere Schwarzen einschlagen; es ist nöthig, ihnen dabei ein wenig auf die Finger zu sehen. Als man neulich in Frankreich schrie: Werft die alten Klassiker in's Feuer! da ging durch ganz Europa ein Gelächter, das selbst durch die Scham, daß dergleichen in Frankreich passirte, diesem Frankreich, das wir so lange als die Mutter unserer Cultur verehrt, nicht ganz unterdrückt werden konnte. Als zur selben Zeit ein berühmter deutscher Theolog und Professor einer preußischen Universität (irren wir nicht) auf dem Kirchentage zu Elberfeld die Laster und Sünden der heutigen Jugend aus ihrer Beschäftigung mit der deutschen Literatur und Literaturgeschichte ableiten wollte, zuckte man schweigend die Achseln, und der fromme Professor fand nicht einmal Jemand, der ihn einer Widerlegung werth erachtet hätte. Fingerzeig genug, es einmal auf andere Weise

zu versuchen! Da das Volk einmal so halsstarrig ist und von seinem Goethe und Schiller nicht lassen will, gut denn, machen wir den Goethe und den Schiller zu den Unsern, beweisen wir den Leuten, daß Goethe im Grunde seines Herzens katholisch, Schiller ein Pietist, Lessing ein Altlutheraner gewesen! beweisen wir ihnen, daß jene ganze klassische Epoche, jene Epoche der Humanität und Aufklärung, die wir bis dahin so eifrig bekämpften und verfolgten als den Verderb der Kirche, vielmehr ihr höchster Triumph, ihr eigenes Product, ihre eigene Blüthe gewesen ist! Dies Volk hat nun einmal solchen rohen Appetit und einen solchen unverschämten Magen, es kann sich von der Lecture dieser Ketzer so wenig entwöhnen wie die Heiden von ihren Opfern, oder wie John Bull von seinem blutigen Rindfleisch —; wollten wir ihm die gewohnte Nahrung ganz entziehen, es würde vielleicht um sich schlagen — rasch also, rasch und heimlich! machen wir uns zu seinen Mundköchen, richten wir ihm die Schüssel seiner geliebten klassischen Literatur an, gießen wir die Brühe unserer frommen Redensarten darüber, garniren wir Goethe mit Gebet, Schiller mit Predigten — es soll nicht viel Klassisches daran bleiben, ja was gilt die Wette, das Volk selbst verliert noch den Geschmack an dem ganzen Gericht und verlangt unsere „Him-

melsschlüssel“ und „Paradiesgärtlein“ lieber frisch aus der ersten Hand?!

Der erste Versuch dieser Art wurde bekanntlich schon vor dreißig und vierzig Jahren an Shakspeare gemacht. Man schämte sich damals wenigstens noch, einen vaterländischen Schriftsteller zu diesem feilen Experimente preiszugeben; auch handelten jene feinnasigen Kritiker, die damals den Katholicismus des großen Briten herauswittern wollten, größtentheils naiv und wußten selbst gar nicht, wohin sie eigentlich zielten. — Ein zweiter bemerkenswerther Versuch wurde sodann zu Anfang der dreißiger Jahre an Goethe gemacht, hauptsächlich durch Göschel, den jetzt verschollenen „christlichen“ Hegelianer, der eine Virtuosität darin besaß, aus beiden, dem Christenthum und dem Hegelthum, gerade die dunkelsten und unverständlichsten Stellen herauszulesen und nun durch eigene Zuthat zu einer wahren Quintessenz von Abgeschmacktheit und Sinnlosigkeit zusammen zu destilliren. Aber auch Herr Göschel (der überhaupt lange nicht so schlimm war, als das Publikum sich ihn, den wahren oder vermeintlichen Urheber des „preußischen Ehescheidungsgesetzes“, damals dachte und der ohne Hegel aller Wahrscheinlichkeit nach ein ganz ruhiger, fleißiger Beamter geblieben wäre) hatte doch noch so viel Ehrfurcht vor dem „großen Heiden“, daß er sich mit

seinen Christianisirungen meist nur auf die Alterspoesien des berühmten Dichters beschränkte, auf den zweiten Theil des „Faust", die „zahmen Xenien" und Aehnliches, die Jugendschöpfungen desselben aber, diejenigen also, in denen sein eigentlicher Genius lodert und die ihm hauptsächlich die Herzen der Nation gewonnen haben, als unverbesserlich preisgab. Selbst auch an Schiller wurde damals, durch Schwab, Binder und Andere, ein schüchterner Versuch gemacht, ihn der specifisch christlichen Richtung zu retten oder doch wenigstens Jenen, welche Sittlichkeit, Schönheit und Freiheit für die höchste Religion halten, gleichviel unter welchen Symbolen dieselbe sich darstellt, zu entreißen. Allein theils waren diese Männer selbst noch zu gemäßigt, theils deckten auch die damaligen Stuttgarter Pfaffen, welche bei der Einweihung des Schiller-Standbildes ihre Glocken nicht hergeben wollten zur Verherrlichung dieses Erzerzketzers, das Spiel zu zeitig auf — genug, die Versuche wurden wieder eingestellt und es blieb dabei, wenn auch mit Achselzucken und Händefalten, daß Schiller allerdings ein unverbesserlicher Heide gewesen.

Erst im Lauf der vierziger Jahre, als jene Ereignisse, die dann am Schluß des Jahrzehnds auf so verhängnißvolle Weise losbrechen sollten, immer näher rückten und schon immer deutlicher am Horizont zu

lesen waren, als Lichtfreunde und Deutschkatholiken ihr Haupt immer kecklicher erhoben und selbst den altbewährten Streitern der Kirche, den Hengstenberg, den Leo ꝛc. die Trompete — wollte sagen der Muth zu entsinken begann, hauptsächlich deshalb, weil schon Niemand mehr auf sie hörte — da erst, in dieser äußersten Krisis, da das bethörte Volk schon durch keine andern Mittel mehr in die gewohnte Hürde zurückzulocken war — da erst kam man auf den Gedanken, den Versuch, der bis dahin nur an einzelnen Poeten gemacht worden war, auf die Geschichte der ganzen deutschen Literatur auszudehnen und unsere gesammte Poesie in das Taufwasser specifischer Frömmigkeit unterzutauchen. Auch diese Epoche hatte noch erst wieder ihren Vorläufer: Herrn Dr. Heinrich Gelzer mit seiner „Deutschen poetischen Literatur seit Klopstock und Lessing. Nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten“ (Leipzig, 1841). Auch Herr Gelzer trat noch ziemlich vorsichtig auf; der Pietist hatte in ihm den Aesthetiker und Geschichtsforscher noch nicht ganz verdrängt; neben der „atheistischen Herzlosigkeit“ bekämpft er auch noch die „puritanische Engherzigkeit“, wie er denn überhaupt für seinen „religiösen“ Standpunkt nur ein Recht n e b e n dem ästhetischen und historischen in Anspruch nahm, ohne diese letztern darum ganz zu negiren. — Doch war

der Weg damit jedenfalls gezeigt: und da dieser Weg überdies Herrn Gelzer von der unbesoldeten Privatdocentenschaft an der Universität in Zürich zu jener wohlbesoldeten Professur in Berlin führte, von der er erst ganz kürzlich aus freien Stücken und weil es einmal mit den Zuhörern in Berlin schlechthin nichts werden wollte, wieder zurückgetreten ist — so dürfen wir uns um so weniger über die rasche Nachfolge wundern, welche sein Unternehmen fand.

Diese nächste Nachfolge und zugleich die eigentliche Begründung der frömmelnden Literaturgeschichte ging von derselben Landschaft aus, in der ehedem der große Heidenbekehrer Deutschlands, Bonifacius, die Hauptstätte seiner Wirksamkeit gefunden hatte, aus Hessen, von einem Manne, der damals in der Literaturgeschichte nur erst durch einige recht wackere, mehr philologische als literarhistorische Monographien bekannt war, seitdem aber sein Licht über weitere Kreise hat leuchten lassen und in diesem Augenblick durch die Ausschließlichkeit und Unerbittlichkeit seiner kirchlichen Richtung sogar Denjenigen anfängt beschwerlich zu fallen, die ihn selbst erst auf diese Höhe gehoben: der jetzige hessen-kasselsche Ministerialdirector, ehemalige Director des Gymnasiums zu Marburg, Herr Vilmar. Auf der Wage der Wissenschaft gewogen, ist die Vilmar'sche Literaturgeschichte ziemlich leichte Waare,

trotz ihrer fünf oder sechs Auflagen, und wiewol der Verfasser sie mit einem Fleiße, der bei seinen vielfachen politischen Geschäften doppelt anzuerkennen ist, von Auflage zu Auflage verbessert und vervollständigt hat. Die Richtigkeit dieses unsers Urtheils behalten wir uns vor, in einem folgenden Artikel im Einzelnen nachzuweisen, sobald die jetzt eben erscheinende neueste Auflage der Vilmar'schen Literaturgeschichte vollendet sein wird.

Aber demjenigen Publikum, das die Vilmar'sche Literaturgeschichte in Ruf gebracht und ihr zu dieser Menge von Auflagen verholfen hat, kam es ja auch auf den wissenschaftlichen Werth oder Unwerth des Buches gar nicht an, noch wäre es selbst im Stande gewesen, diesen Punkt zu beurtheilen. Dieser damals sehr gedrückten Kirche der Frömmler und Buchstabengläubigen war es vollständig genügend, eine Literaturgeschichte zu haben, welche ihre Farbe trug und in ihrem Sinne, zu ihren Zwecken geschrieben war; es war ihnen genug, daß sie den Literaturgeschichten von Gervinus und andern Ketzern nunmehr auch eine „christliche" Literaturgeschichte entgegenzusetzen hatten, eine Literaturgeschichte, die, was früher nur an einzelnen Dichtern versucht worden war und was auch Herr Gelzer nur erst an einer einzelnen Epoche erläutert hatte, nun vollständig, von vorn bis hinten,

von Ulfilas bis Rückert, durchführte: nämlich, daß Kunst und Schönheit keineswegs etwas Allgemeines, der ganzen Menschheit Zugehöriges, das sich frei von Glaubensformen und Satzungen entwickelt, sondern daß umgekehrt alle Poesie und alle Literatur nur — bewußte oder unbewußte — Variationen der Bibel sind, das Maß aber, wonach das Verdienst eines Dichters zu beurtheilen, nicht seine poetische Schönheit, sondern sein Christenthum, die Aufgabe des Literarhistorikers endlich nur darin besteht, diesen kirchlich religiösen Faden durch alle Entwickelungen und Veränderungen einer Literatur hindurch zu verfolgen und nachzuweisen, wie er in der That niemals abgerissen ist, sogar auch bei Denen nicht, die selbst nichts mehr davon gewußt haben. Es war ganz Dasselbe im Kleinen, was dann wenige Jahre später durch die „christlichen" Gymnasien in Westphalen und Pommern im Großen ausgeführt ward und wozu der Same allerdings schon seit langem ausgestreut war. Schon vor dreißig Jahren und früher hatten unsere romantischen Nachbeter in ihren ästhetischen Conventikeln sich mit echt pietistischem Hochmuth darüber gefreut, daß sie doch „ihren" Shakspeare, „ihren" Dante, „ihren" Calderon hätten, den der Pöbel da draußen entweder gar nicht oder doch wenigstens nicht so verstände wie sie. Nun war man noch einen Schritt weiter gekom-

men und zwar einen guten: nun hatte man eine ganze eigene deutsche Literatur, einen Dichtergarten in usum Christianorum, in welchem der Wunsch der keuschen Emerentia, Münchhausen'schen Andenkens, sich verwirklicht hatte und alle Schönheit und Natürlichkeit gleich ihr schützendes Feigenblatt mit auf die Welt brachte.

Vilmar's Lorberen, vielleicht auch die steigende Zahl seiner Auflagen erweckten den Candidaten Bartels oder Barthel in Braunschweig (der Bartel, von dem ein altes Sprichwort behauptet: er wisse wo der Most zu holen, ist es auf jeden Fall nicht), mit einer in demselben Geist gehaltenen Geschichte der „Deutschen Nationalliteratur der Neuzeit", gewissermaßen einer Fortsetzung des Vilmar'schen Werks, hervorzutreten. Freilich war das Erwecktwerden damals schon ein gut Stück leichter; wir zählten bereits Anno Neunundvierzig oder Funfzig, der „Drache der Revolution" lag bereits gebändigt, der Treubund blühte schon, und was bei Gelzer oder Vilmar noch als ungewisses Wagstück aufgetreten war, das war jetzt bereits ein Verdienst, das seines Lohnes gewiß sein durfte.

Auch für Herrn Barthel blieb derselbe nicht aus; obgleich ohne eine Spur von wissenschaftlichem Werthe und wiewol das Ganze, soweit es Herrn Barthels

eigene Arbeit, in einem Sammelsurium der inhaltslosesten Redensarten besteht, hat sein Buch es doch ebenfalls bereits zur dritten Auflage gebracht und kann, wenn das jetzige weiche Wetter noch eine Weile anhält, es sogar noch weiter bringen.

Auch Herrn Barthel legen wir uns noch für ein anderes mal zurück, um endlich zu demjenigen Buche zu kommen, welches das neueste, aber auch das unverschämteste Erzeugniß dieser Richtung ist und das uns auch den nächsten Anstoß zu diesen Zeilen gegeben hat: „Deutsche Klassiker, in ihren Meisterwerken dargestellt von Dr. Friedrich Joachim Günther. Erster Band: Schiller's ‚Lied von der Glocke'" ausgelegt. (Elberfeld, Friderichs, 1853.) — Wir bevorworten, daß Herr Günther uns sowol nach seiner Person wie auch nach seinen sonstigen literarischen Arbeiten vollständig unbekannt ist. Er selbst preist zwar am Schlusse seines Vorworts die „Treue der alten Freunde und Freundinnen, welche seine Feder, genannt, ungenannt und irrgenannt, durch so vielerlei andere Arbeiten bisher schon erworben hat." Vielleicht zum Nachtheil unsers gelehrten Rufes, im Uebrigen jedoch, wie uns aus der Lecture des vorliegenden Werkes sofort klar geworden ist, zu unserer großen Befriedigung müssen wir gleichwol gestehen, von diesen zahlreichen Arbeiten des Herrn Günther,

die ihm selbst beinahe schon zu viel zu werden scheinen, auch nicht einen Buchstaben zu kennen. Nur ganz dunkel ist es uns, als ob einmal vor zehn oder zwölf Jahren ein auffallend unreifes Buch über deutschen Unterricht in Schulen oder etwas dem Aehnliches von einem gleichnamigen Verfasser erschienen wäre, ohne daß wir indeß die Identität beider Autoren behaupten könnten oder möchten: sodaß wir also allen Grund haben, uns dem Verfasser gegenüber für völlig unbefangen und unparteiisch zu halten. Wir heben diesen Punkt darum so nachdrücklich hervor, theils weil es in dem Günther'schen Buche als eine ganz ausgemachte Sache gilt, daß alle anders Denkenden blinde Parteimenschen, Wortverdreher und Lügner, theils auch weil die Dinge selbst, die wir aus dem Buche mitzutheilen haben, so seltsamer und ungeheuerlicher Natur sind, daß auch übrigens glaubwürdige Personen darüber in den Verdacht der Unwahrheit oder doch wenigstens der Uebertreibung gerathen können.

Herr Günther beginnt sein Vorwort damit, sich selbst einige Einwendungen über den Umfang seines Buches zu machen. „Ein ganzes Buch (von beiläufig 400 Seiten) über das eine „Lied von der Glocke"? und was für eine Reihe von Bänden muß das werden, wenn auch nur von einigen Klassikern, nur von

zweien, dreien die Meisterwerke in gleicher Ausführlichkeit betrachtet werden sollen?" Und allerdings sind das ziemlich triftige Fragen, namentlich die letztere. Da indessen Herr Günther selbst die Fortsetzung seines Unternehmens von der Aufnahme abhängig macht, welche dasselbe beim Publikum finden wird, so glauben wir in dieser Hinsicht für's erste noch ohne Besorgniß sein zu dürfen; sollte das Publikum in der That schon so heruntergebracht, das Verständniß und die Ehrfurcht vor unsern großen Dichtern in der Masse der Nation bereits so geschwunden sein, daß ein Machwerk wie dies Günther'sche seinen Leserkreis fände, nun, so wäre dieses Machwerk selbst jedenfalls Dasjenige bei der ganzen Geschichte, was sich noch am leichtesten ertragen ließe ....

Wir machen es also wie Herr Günther selbst und setzen uns über diese Bedenken und Einwürfe kurz hinweg, um desto ungestörter die Gründe zu vernehmen, die er für sein Unternehmen beizubringen hat und die uns, wir können es nicht leugnen, in mehr als einem Betracht an die berühmten Fallstaff'schen Brombeeren erinnert haben. Herr Günther hat es „besser machen wollen als seine Vorgänger, hat das Erklären selber wieder zu größern Ehren bringen und darum ein Beispiel geben wollen, wie (seiner Meinung nach) ein deutsches Gedicht ausgelegt wer-

den müsse: dazu bedurfte es eines ganzen Buches" (Vorrede S. VIII.).

Das klingt nun wieder sehr — wie sollen wir sagen? sehr wenig nach Dem, was man sonst mit dem Gedanken christlicher Demuth und Bescheidenheit zu verbinden pflegt. Da Hr. Günther jedoch wenige Zeilen weiter Jedem, der „etwa Lust hat, diese Absicht für Hochmuth zu erklären, diese seine Freude zwar nicht verderben, ihm aber auch seine ‚Lumpenbescheidenheit' herzlich gern zum alleinigen Genuß überlassen will" — so lassen wir die Sache ebenfalls auf sich beruhen und hören die Gründe, welche Hrn. Günther weiter bewogen haben, der Welt ein Beispiel zu geben, wie deutsche Gedichte erklärt werden müssen in aller Geduld und Ergebenheit an.

„Das charakteristische Absterben der Poesie ist Gedankenarmuth und Wortreichthum.... Der Schüler sucht seinen geringen Besitz, durch wohlfeilen Aufputz verziert, ganz auf den Markt und an den Mann zu bringen, und sinkt, wenn er den Besitz selber nicht mehrt, sondern mit frühem Beifall in Zierrednerei festrennt, zum Stümper herab." Wem sagt Hr. Günther das? vielleicht sich selbst und ist Poesie nur ein Druckfehler statt Wissenschaft oder Schulmeisterei oder wie man sein Commentiren deutscher Gedichte sonst nennen will? — Nein, er sagt es in Beziehung

auf die Poesie der Gegenwart, deren völlige Ohnmacht und Nichtsnutzigkeit zu erweisen er selbst als einen weitern Zweck seines Buches bezeichnet; „an einem einzigen Gedicht eines einzigen wahren Meisters soll der Unterschied des echten Weizens von der jetzt die Luft schier verfinsternden Spreu wortklingender, phrasenrauschender, sinnbethörender und herzverderbender Dichterlinge dargelegt werden" (S. 390). — Hat der Mann einen Athem! Nun ja doch, daß wir Schiller und Goethe gegenüber allzumal Stümper sind, das wissen wir selbst recht wohl; ist denn aber Schiller's „Lied von der Glocke" der Ort dazu dies zu beweisen?

Auch soll diese Warnung vor der modernen Poesie nach der Absicht des Hrn. Günther hauptsächlich nur „unsern Jünglingen" gelten; die „edlen deutschen Frauen und Jungfrauen" dagegen will er durch seinen Commentar anregen, sich mit den Meisterwerken unserer Poesie recht innig bekannt zu machen und dieselben recht eifrig zu studiren. Hr. Günther geräth mit dieser an sich gewiß höchst löblichen Absicht zwar einigermaßen in Widerspruch mit sich selbst, indem er im Verlauf seines Buches (S. 113 ff.) ein großes Wehgeschrei anstimmt über „die unnatürlichen Mädchenschulen, die man (um den Unsinn voll zu machen) auch noch höhere Töchterschulen [oder Höheretöchter-Schulen?] nennt", und dagegen die „uralte deutsche

Sitte" rühmt, die nach seinem Dafürhalten auch noch bis zu Schiller's Zeit (der Zeit, wo die französischen Pensionen und Bonnen nur eben erst mit Mühe verdrängt zu werden anfingen!) fast überall lebendig gewesen sei und wonach, „bis auf die Vorbereitung zur Confirmation und einige Kunstfertigkeiten, etwa Harfe, Malen, Bossiren", der Unterricht der Töchter einzig und allein in den Händen der Mutter gelegen haben soll. In diesen beschränkten Unterrichtskreis, den Hr. Günther mit so viel Emphase zurück ersehnt, paßt die Lecture weltlicher deutscher Dichter denn freilich nicht und noch weniger solche dickleibige Commentare dazu, wie Hr. Günther selbst hier liefert. Doch das ist einer jener Widersprüche, an denen Naturen wie Hr. Günther jederzeit Ueberfluß haben und die auch bei Grundsätzen wie die seinen ganz in der Ordnung sind; es ist immer die alte Geschichte, die schon Gellert so niedlich in Verse gebracht hat: „Ja Bauer, das ist ganz was anders..."

Hr. Günther hat sich nun aber ferner als Erstlingsopfer seines Eifers Schiller auserkoren — nicht blos weil er Schiller für den größten deutschen Dichter erachtet, sondern hauptsächlich um deswillen, weil dieser Dichter in neuerer Zeit „zu einem Dichter der Partei herabgewürdigt ist. Die Pseudoliberalen, die Demokraten, die Aufklärer, die Reformjuden und die-

ses Geschlechtes mehre haben ihn auf ihren Schild gehoben und preisen ihn als den Dichter der Revolution und des Unglaubens. Dafür schimpfen ihn die Jesuiten, Kirchanbeter, Buchstabenchristen, Absolutisten und was sonst mit „jenseit der Berge“ einen Zusammenhang hat, als einen Heiden und Staatsumwälzer.“ (S. XI.)

Die letztere Wendung könnte Einen an dem Standpunkt des Hrn. Günther irre machen, besonders in Verbindung mit dem Ausdruck Pseudoliberalismus; gibt es denn für ihn auch einen echten Liberalismus? Und wie muß der Liberalismus aussehen, den Herr Günther für echt anerkennen soll?

Wir wollen jedoch, wie es einem so gründlichen Menschen gegenüber geziemt, hübsch der Ordnung nach gehen, schieben also die Beantwortung der letztern Frage bis auf einen Fleck auf, wo sie noch mehr am Orte sein wird. Was dagegen seine Angriffe gegen die Absolutisten, die Kirchanbeter und Buchstabenchristen sowie auch seine spätere Polemik gegen Hrn. Vilmar und dessen „zu viel gerühmte Literaturgeschichte“ (S. 359) betrifft, so muß dieselbe, wie uns scheint, aus zwei Ursachen erklärt werden. Erstlich ist Hr. Günther, wie sein ganzes Buch zeigt, zu gewitzigt, fast möchten wir sagen zu schlau, um sich dem großen Haufen der Pfaffen ohne weiteres und so ganz

offenkundig anzuschließen. Haben wir nicht eben jetzt in der Politik eine Gattung von „Verfassungsfreunden", die vom Morgen bis zum Abend mit den eindringlichsten Worten ihre Anhänglichkeit an die Verfassung bekräftigen und dabei vom Morgen bis zum Abend, ganz unbefangen, ganz säuberlich, aus dem Fundament der Verfassung einen Stein nach dem andern ziehen, bis diese selbst endlich über den Haufen fällt? Ganz ebenso (die buchstäblichen Beweise werden wir sogleich beibringen) steht es auch mit Hrn. Günther's religiöser Mäßigung und Aufklärung; er ist einer von jenen doppeltgetriebenen, jenen parfumirten Pietisten, die sich ihres eigenen Pietismus schämen und gern die Weltleute spielen möchten, wie Andere die Pietisten: Frömmler in Glacehandschuhen und Frack, die auf die Puritaner in Kittel und Holzschuhen halb vornehm, halb mitleidig herniedersehen, so recht das biegsame, schlangenglatte Holz, aus dem die Größen der heutigen Zeit geschnitzt werden. — Und dann zweitens ist es ein Ausfluß jener Arroganz, von der wir schon oben einige Proben gegeben haben. Dieser Hr. Günther ist so überzeugt, daß er und er allein den Stein der Weisen im Besitz hat, daß er Niemand anders neben sich anerkennt; selbst seine Frömmigkeit duldet keine Genossen, sondern auch hier zieht er es vor, ein — Christ auf eigene Hand zu sein.

Also daß Jene wie Diese, die Ungläubigen wie die Gläubigen Unrecht haben, Schiller zu den Ihrigen zu zählen, daß der Dichter der „Glocke" so gut „dem Parteilobe wie der Parteischande entzogen werden müsse, daß er der ganzen Nation angehöre, daß er also ein deutscher Dichter, d. i. von deutscher Treue und deutschem Glauben gewesen sei" (S. XI) — dies an dem Beispiel der „Glocke" zu erweisen ist die Aufgabe, welche Hr. Günther selbst sich gestellt hat.

Sehen wir denn, mit welchen Mitteln er dieselbe zu lösen bemüht ist. In dem Günther'schen Buche unterscheiden sich wesentlich zwei Elemente: ein eigentlich erklärendes, das sich mit dem Wort- und Sachverhältniß des Gedichts beschäftigt, und ein anderes höheres, das jenes erstere materielle gleichsam wie ein geistiges Fluidum umschwebt und durchdringt, und das wir als das christlich-tendenziöse — oder da dieser Ausdruck der Misdeutung unterworfen sein könnte — als das eigentlich pfäffische bezeichnen.

Und allerdings scheint Hr. Günther sich auf die Pfaffenwirthschaft besser zu verstehen als auf die Schulmeisterei. Seine Sach- und Worterklärungen sind theils überflüssig, theils trivial, theils falsch und geben nach allen diesen drei Richtungen hin dem pädagogischen Talent des Verfassers und namentlich sei-

nem Beruf, der deutschen Jugend deutsche Dichtwerke zu erklären, die allerbedenklichsten Blößen. Eine der ersten Foderungen, die man an jeden Schriftsteller zu richten hat, ist, daß er sich klar sei über das Publicum, für welches er schreibt, und dessen Bedürfnisse. Auch über diese Grundregel schriftstellerischer Wirksamkeit aber hat Hr. Günther sich hinweggesetzt; während er an einigen Stellen Dinge zusammenhäuft, wie über den Begriff des Staats, über das Wesen der Revolution, über Verfassungen und Kammern, auch wol zur Abwechselung über Napoleon III. (S. 321) und andere Zeitungsneuigkeiten — also lauter Dinge, die in den Kreis der Schule gewiß nicht gehören —, ergeht er sich an andern Stellen wieder in Trivialitäten, die uns in Zweifel darüber lassen, für wen von beiden er sein Buch wol eigentlich bestimmt hat, ob für Groß- oder Kleinquintaner. Zu dem Verse „Fest gemauert in der Erden" bemerkt er: „Die schwache Declinationsform Erden ist alterthümlich, darum nur noch dem Dichter erlaubt ꝛc. (S. 102). Weiter: „Heute muß die Glocke werden" — „Werden muß die Glocke, nicht fertig werden, denn sie selbst als Glocke ist noch gar nicht angefangen; sie wird, sie entsteht vielmehr erst in den wenigen Minuten, als das Metall in die Form hineinfließt" ꝛc. (S. 3). S. 28 wird wiederum ein Weitläufiges über schwache

und starke Declination, Singular oder Plural, „Zeit“ oder „Zeiten“ verhandelt, wo für den unbefangenen, natürlichen Sinn gar keine Schwierigkeit vorhanden ist. S. 89 wird „der jungfräuliche Kranz“ ein etwas seltsamer und gewagter Ausdruck genannt und demnächst bedachtsamst erklärt, daß nicht der Kranz selbst jungfräulich sei, sondern nur rc. S. 103 fg. werden wir ebenso weitläufig über den Unterschied von Wirken und Streben, Pflanzen und Schaffen, Wetten und Wagen unterrichtet. S. 166 bei der bekannten Stelle: „Durch der Hände lange Kette um die Wette fliegt der Eimer“, erhalten wir sogar eine ausführliche und detaillirte Schilderung des Feuerlöschwesens, wie es besonders in kleinern Städten üblich zu sein pflegt, von den „Stadtwasserkufen“, den „Wasser-, Sohl- oder Sumpffässern“ an bis zu den Eimern, von denen Hr. Günther sehr gewissenhaft bemerkt, daß sie „von Leder sind und zum großen Theil von den Hausbesitzern müssen gehalten werden“, und dem „Spritzenmeister“, in Betreff dessen er uns mit der ebenso neuen wie scharfsinnigen Bemerkung überrascht, daß derselbe „seine Wasserstrahlen immer dahin sendet, wo der eigentliche Herd des Feuers zu sein scheint“. Ist es möglich? Man pflegt das Feuer also wirklich immer da zu löschen, wo es brennt?! Aber freilich, daß Hr. Günther das bemerkenswerth findet, das ist

ganz in der Ordnung, da er ja die Wasserstrahlen seines Commentars regelmäßig dahin sendet, wo sie ganz unnöthig und überflüssig, sogar schädlich sind. Und Eimer von Leder?! Wir bewundern die Genauigkeit des Erklärers, der auch diesen für das Verständniß der „Glocke“ so wichtigen Umstand nicht hat übergehen wollen, können aber doch die Bemerkung nicht zurückhalten, daß lederne Löscheimer wohl eine ganz gute Erfindung sind, lederne Commentare aber eine sehr traurige. — Mitunter indeß, gleichsam als müßte er die allgemeine Trivialität durch einzelne recht seltsame Künsteleien wieder gut zu machen suchen, nehmen seine Erklärungen auch einen höhern phantastischen Schwung. S. 89 zu den Versen: „Lieblich in der Bräute Locken“ rc. „kann, wer spielen will, sogar in der Unregelmäßigkeit des Tonfalls eine Symbolik der bräutlichen Verwirrung finden, welche stets an dem entscheidenden Hochzeitsmorgen an die Stelle früherer Befriedigung und Sehnsucht tritt“. Doch hat dies „Spiel“ dem Hrn. Günther selbst so gut gefallen, daß er S. 339 in den auf die ungeraden Versfüße fallenden Spondeen: „Freiheit und Gleichheit hört man schallen“, eine besonders kunstvolle Andeutung des Dichters findet, daß jetzt „die Periode des Wahnsinns“, will sagen die Revolution beginnt. Wenige Seiten früher, S. 334, belehrt er uns, daß das

Wort zerren („Da zerren an des Aufruhrs Strängen") „beim Lesen durch Dehnung, also durch scharfes und anhaltendes Schnarren des „r" hervorgehoben werden muß" rc.

Unsere Leser werden an diesen Proben Günther'scher Wort- und Sacherklärung Genüge haben und wenden wir uns daher jetzt zu der zweiten, umfangreichern und jedenfalls auch interessantern Hälfte des Buchs. Daß ein jedes Dichtwerk zunächst aus dem eigenen Lebens- und Entwickelungsgange des Dichters erklärt werden muß, daß mithin die erste Sorge für Jeden, der ein einzelnes Dichtwerk erklären will, darin besteht, die Zusammenhänge desselben mit den übrigen Leistungen des Dichters nachzuweisen und danach den Punkt festzustellen, den es in der Geschichte des Dichters selbst sowie weiterhin im Ganzen der Literatur einnimmt — von diesen ersten Grundsätzen jeder wirklichen und gewissenhaften Interpretation weiß Hr. Günther entweder nichts, oder noch wahrscheinlicher, er fühlt sich im Bewußtsein seiner sonstigen Ueberlegenheit auch darüber hinaus; er gedenkt seine Leser und Leserinnen hier zu belehren über Christenthum und Heidenthum, über Staatskunst und Revolution, über Napoleon **III.** und das künftige Schicksal Frankreichs, über lederne Feuereimer und Spritzenmeister — was kann es da noch ankommen auf solche untergeordnete

altfränkische Fragen, als z. B. wer und was Schiller überhaupt gewesen, welche Stellung er in unserer Literatur im Allgemeinen einnimmt und welche das „Lied von der Glocke“ insbesondere, unter welchen Verhältnissen und Umgebungen er den Plan zu seinem Gedicht entworfen und vollendet hat, aus welchen Theilen das Gedicht selbst componirt ist und andere solche Dinge, die der schlichte Menschenverstand hier allerdings für durchaus nothwendige und unentbehrliche Vorbereitungen halten möchte? Hr. Günther macht sich die Sache ein gut Stück bequemer: was Einleitung und Vorgeschichte, was Entstehung und Plan des Gedichts! Hier ist das Gedicht selbst, das drucken wir mit niedlichen schwabacher Lettern voran und dann gehen wir es durch, Zeile für Zeile und Wort für Wort, von einem Ende bis zum andern, glattweg, wie man eine Wurst an einem Zipfel zu essen anfängt und am andern wird man damit fertig.

So müssen wir uns denn, beim Mangel jeder organischen Eintheilung oder Disposition, auch Dasjenige, was Hr. Günther nun für den eigentlichen Kern der „Glocke“ hält, worin er die eigentliche Idee, die Tendenz des Gedichts findet, mitten aus dem Buche heraus aus verschiedenen Stellen zusammenlesen. S. 193 fg. heißt es wörtlich: „Je weiter wir in dem Gedichte vordringen, desto mehr hebt sich uns der

Schleier vor dem innern Zusammenhange und tief angelegten Plane des Dichters. Die Glocke begleitet mit ihrem Klange die bedeutendsten Ereignisse des menschlichen Lebens, sowohl des Einzellebens als des öffentlich gemeinen Lebens.“ Bis dahin wird Jedermann mit Hrn. Günther einverstanden sein, wenn auch der eigentliche geistige Gehalt des Gedichts damit auch allerdings noch lange nicht erschöpft, sogar nicht einmal berührt ist. Aber nun fährt er wörtlich fort: „Die Glocke ist die Kirche, die Kirche ist Christi, Christus das A und O aller Dinge . . . Aber das Leben in Christo, das Leben in der Gemeinschaft mit Gott will so gut errungen wie erbeten sein . . . Es fällt kein Meister vom Himmel. Auch die christliche Vollkommenheit kann nur nach und nach erworben werden, ganz freilich auf Erden nie . . . Da nun alles wahre d. i. christliche Leben ein Steigen, ein Fortschreiten sein soll, so lassen sich gewisse gemeinschaftliche Ruhepunkte, Sprossen jener Entwickelungsleiter unterscheiden und beschreiben . . . Nur Derjenige, welcher alle Ereignisse seines Lebens im Lichte des Glaubens betrachtet, kann damit zu Weisheit und wahrem Frieden Gottes gelangen . . . Und damit begreifen wir die Absicht des Dichters, daß er nämlich die wichtigsten Ereignisse und Verhältnisse des menschlichen Lebens, zugleich solche, deren Wichtigkeit

für die sittliche Entwickelung des Christen durch die von der Kirche angeordnete Begleitung durch den Klang der Glocke bezeichnet wird, in ihrer wahren Stellung zu jenem höchsten Ziele des Menschen, nämlich durch Lebensgemeinschaft mit Gott den wahren Frieden zu erlangen, dargelegt und dadurch erfreuen, lehren, erbauen, zur Begeisterung für dieses edelste Streben fortreißen will." Und noch kürzer und schlagender, als eine völlig zweifellose Sache S. 307: „die ‚Glocke' ist ein durch und durch christliches Gedicht."

Also das war des Pudels Kern! Wir respectiren jede religiöse Ueberzeugung, die nur in sich wahr und ehrlich ist; wen ein strenger Kirchenglaube glücklich macht, wer in ihm seinen sittlichen Halt und Trost findet, wohlan, er glaube und möge sein Glaube ihm gute Früchte bringen. Aber auch bei der ehrerbietigsten Schonung, die wir den religiösen Ueberzeugungen Anderer widmen, wird doch immer das Verlangen gerechtfertigt bleiben, daß auch diese Andern ihre Ueberzeugungen nicht in Gebiete übertragen und Personen und Dingen nicht aufdrängen, in die sie nicht gehören, und die nichts damit zu thun haben, noch haben wollen. Hätte Hr. Günther sich ein klein, ich sage ein ganz klein wenig mehr um Schiller's Leben und Entwickelungsgeschichte bekümmert, als er leider gethan zu haben scheint, er hätte auf diesen, gelind gesagt, wun-

derlichen Einfall, die „Glocke“ für eine specielle und absichtliche Verherrlichung der christlichen Kirche zu halten, niemals gerathen können. Wir wollen unsern Lesern nicht beschwerlich fallen mit Dingen, die außer Hrn. Günther Jedermann weiß, dem nur überhaupt die Existenz der Schiller'schen „Glocke“ bekannt ist; wir wollen nicht, um von den Schiller'schen Werken ganz abzusehen, an die zahlreichen Stellen des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels und noch mehr des Körner'schen erinnern, in denen Schiller sein Verhältniß zur christlichen Kirche auf das allerunzweideutigste, zum Theil sogar mit sehr derben Worten ausspricht, nämlich daß er ein derartiges Verhältniß für seine Person überhaupt gar nicht anerkennt; wir wollen uns auch in keine müßigen Erörterungen darüber einlassen, ob Schiller damit recht oder unrecht, gut oder bös gethan und ob seine Verehrer es so oder anders wünschen möchten: genug es ist so, es ist eine durch die unzweifelhaftesten Dokumente festgestellte Thatsache, daß von allen Dichtern unserer classischen Epoche, selbst Lessing und Goethe nicht ausgenommen, Niemand dem Kirchenglauben ferner gestanden hat und ihm mehr entwachsen gewesen ist als Schiller. Ja was speciell dieses „Lied von der Glocke“ betrifft — machte Hrn. Günther denn nicht wenigstens der Umstand stutzig, daß in diesem ganzen Liede, wo die Veranlassung doch

so außerordentlich nahe gelegen hätte, weder der Name Christi noch irgend eine speciell kirchliche oder confessionelle Anspielung oder Beziehung auch nur ein einziges mal, auch nur mit der leisesten Sylbe vorkommt? daß im Gegentheil dieses ganze Gedicht sich lediglich in den Vorstellungen eines allgemeinen Humanismus bewegt, ohne von irgend einer speciellen Kirche, ja auch nur von der Existenz einer solchen Kirche irgend eine Notiz zu nehmen?

Zwar Hr. Günther wird uns das nicht zugeben; wie könnte er auch! Sein ganzes künstliches Gebäude, dieses ganze fromme Tabernakel, in das er Schiller's erhabene Gestalt zusammenpreßt, fiele ja dann auf einmal über den Haufen! Hr. Günther bringt (mit den Worten des Goethe'schen Epigramms zu reden, die vielleicht noch nie so an ihrer Stelle waren als wie hier) das fertige Kreuz mit sich: nun, wohl oder übel, Kopf oben oder unten, mit verrenkten Beinen oder zerbrochenen Armen, gleichviel, der Leib muß dem Kreuze angepaßt werden. In der That sind die Verdrehungen und Entstellungen, welche Hr. Günther mit dem Dichter vornimmt, um seine Fiction von der specifischen Christlichkeit desselben durchzuführen, die allerseltsamsten und allerunglaublichsten. Freilich gibt es da gewisse „Götter Griechenlands" und auch von andern „philosophischen Irrthümern und Fehlgriffen"

unsers Dichters hat Hr. Günther gehört, wenn auch nur so weit, um ihrer in einer Anmerkung von sechs Zeilen (S. 377) zu gedenken. Und auch dies thut er nur, um trotz alledem und alledem seinen Trumpf darauf zu setzen, daß Schiller „sowol in der Glocke als auch sonst sich allerdings als evangelischer Christ bekannt habe und" (man erinnere sich an das oben Besprochene) „ebendeshalb auch für alle Zeiten den sogenannten Kirchlichen aller Confessionen, die sich, die Schlüssel Petri in der Hand, weit leichter mit den Unsittlichkeiten Goethe's aussöhnen können, ein scharfer Dorn im Auge sei."

Und so ist Hrn. Günther denn nun auch jede Zeile und jedes Wort der „Glocke" recht, seine „christliche" Wünschelruthe (oder vielleicht noch besser sagen wir seinen Enterhaken) darin einzuschlagen; das bekannte: „Im Auslegen seid frisch und munter, legt ihr nicht aus, so legt doch unter", ist kaum jemals mit dreisterer Stirn geübt worden als in diesem Buche. Hr. Günther macht es mit den Schiller'schen Versen wie weiland Ludwig XIV. mit den französischen Ketzern: er treibt sie mit Dragonern in die Kirche. Gleich zu Anfang des Buchs (S. 4) muß die bekannte Stelle „Doch der Segen kommt von oben" ihm Veranlassung geben, einen längern Excurs über „bete und arbeite" beizufügen: „Der Mathematiker Newton

entblößte jedesmal sein Haupt, wenn er den Namen Gottes aussprach; der wahrhaft fromme Mensch scheut das „Herr Herr sagen", will nicht den Namen seines Gottes mißbrauchen, deutet (man beachte auch diese Stelle wohl; sie ist zur Charakteristik des Hrn. Günther höchst erspießlich) „nur sinnvoll und mit andächtigem Blicke nach oben" ꝛc. — S. 17 setzt ihn der „heidnische Ausdruck" des Dichters vom „wechselnden Verhängniß" einigermaßen in Verlegenheit; mit einigen bequemen Handgriffen weiß er sich indeß auch hier zu helfen und bringt endlich als den wahren Sinn jenes Ausdrucks glücklich heraus, daß der Dichter damit nur die „Allwissenheit Gottes gemeint und somit auch hier die allerchristliche Vorstellung gehabt habe." — Zu den berühmten Versen „Das Auge sieht den Himmel offen, es schwelgt das Herz in Seligkeit" bemerkt Hr. Günther (S. 65): „Die Märtyrer der christlichen Kirche gelangten durch den Sieg der gläubigen Seele über die leiblichen Qualen in jene ekstatische Anschauung der ihnen verheißenen und bereiteten Zukunft, daß sie schon in ihr zu leben meinten, den Himmel offen sahen. Gleicherweise vergißt die liebende Seele alle irdische Noth und Beschränkung" ꝛc. — In der dann folgenden bekannten Schilderung soll Schiller nicht etwa blos das Glück der Ehe und des Hausstands im Allgemeinen, sondern

ganz ausdrücklich das „Glück der christlichen Ehe“ haben darstellen wollen (S. 73). Da Hr. Günther außer der „Glocke“ gar nichts von Schiller gelesen zu haben scheint, so weiß er natürlich auch nicht, wie Schiller sich im Körner'schen Briefwechsel, wenige Tage nach seiner Verheirathung, über die „sehr kurzweilige Ceremonie“ seiner Trauung durch den „Kantianer Schmidt“ ausspricht und was er überhaupt von der „christlichen“ Ehe dachte. Andere Leute aber wissen es und finden darum auch das Gefasel des Hrn. Günther sehr unerquicklich. — S. 279: „Meister rührt sich und Geselle in der Freiheit heil'gem Schutz“. Hierbei hat Schiller nach Hrn. Günther's Auslegung an den Schutz des — alten Innungswesens gedacht, welches die Gewerbtreibenden nicht nur „gegen die Anwendung falscher Kräfte, z. B. des Capitals“, sondern auch „gegen die Begünstigung unwürdiger Kräfte, z. B. der Stümper oder wie ehemals in sittlicher Beziehung der unehelich Geborenen“ sichert (S. 280). Hrn. Günther's national-ökonomische Kenntniß scheint mit seiner Humanität gerade auf derselben Stufe zu stehen. Daß es eine falsche Anwendung des Capitals gibt, wird ihm Jedermann zugestehen, vielleicht mit Ausnahme einiger frommen Kameraden, die vom Couponabschneiden und Pfänderleihen leben. Aber wer in der Welt wird darum

das Capital selbst eine falsche Kraft nennen? und was sind das für Gewerbe, die überhaupt ohne Capital getrieben werden? Das Gewerbe des Bettlers ausgenommen (und sogar von diesem möchte es noch nicht so ganz unzweifelhaft sein) ist uns nur ein einziges Gewerbe bekannt, das möglicherweise ohne alles Capital getrieben werden kann, und das ist ein sehr schmuziges Gewerbe, das gerade zur Vermehrung jener unehelich Geborenen beiträgt, die Hr. Günther anscheinend am liebsten gleich mit einem Brandmal auf die Welt kommen sähe!

Dies führt uns denn zu einem letzten und allerdings entscheidenden Punkte: nämlich von welcher Art das „Christenthum" überhaupt ist, als dessen Anwalt Hr. Günther hier auftritt und für welches er Schiller und das Schiller'sche „Lied von der Glocke" erobern will. Nach der Weise, wie Hr. Günther hier und da von den Buchstabenchristen, kirchlichen Fanatikern ꝛc. spricht, möchten unsere Leser vielleicht geneigt sein, es für ein recht bescheidenes, recht duldsames Christenthum zu halten, ein Christenthum, das vor allem andern an der erhabenen Lehre der Bruderliebe und des Erbarmens festhält, und dem sich daher auch Jeder, welches sein kirchlicher Standpunkt übrigens sei, von ganzem Herzen anschließen wird. Aber nein, Hrn. Günther's Christenthum ist von ganz

anderm Charakter; es ist trotz aller schönen Redensarten und trotz des Achselzuckens über Hrn. Vilmar und Genossen, ein unduldsames, fanatisches, blutdürstiges Christenthum, ein Christenthum, das den Namen des göttlichen Mittlers zur Parteifahne macht für die unverständigsten und unsittlichsten Zwecke — mit einem Wort: nicht Christenthum, sondern Pfaffenthum.

Zwei Stellen werden genügen, diese, wie wir selbst sehr wohl fühlen, harte Anklage zu rechtfertigen, so schlagend sind dieselben und so unumwunden hat Hr. Günther darin die innersten Gedanken seines Herzens niedergelegt. Die erste steht S. 320 fg. Er spricht darin von Dem, was der christliche Staat zu thun habe, um sich gegen die Irrthümer und Gefahren der heutigen Zeit zu schützen und den rechten „Gottes-Staat" vorzubereiten. „Lockert", ruft er den Staatslenkern zu, „nur im Staat die Schranken, welche die Sünde in ihren rohen Ausbrüchen daniederhalten müssen, schafft nur für den Mörder das Beil, für den Dieb den Strang, für den Ungehorsamen den Prügel ab; ihr werdet bald mit Schrecken gewahren, wie euer Staatsbau heimlich Borsten, Risse, Löcher bekommt. Jagt nur dem Wahnbilde einer die Sünde nicht kennenden Humanität nach, durchlöchert selbst Wissen und Gewissen, den Damm, welcher die

Kinder Gottes zum Segen eures Staats beschützt und die Söhne der Sünde daniederhält: es bricht endlich herein, das furchtbare" 2c.

Und in Uebereinstimmung damit folgende Stelle S. 289, in welcher er nicht etwa vom politischen, sondern geradezu vom sittlichen, ja vom christlichen Standpunkte aus Verfolgung, Krieg und Blutvergießen als eine Nothwendigkeit behauptet und die Bemühungen Derjenigen, die auf einen allgemeinen Frieden hinarbeiten, verspottet: „Einen allgemeinen Frieden proclamiren oder für denselben sich und Andere zu erhitzen, ehe von allen Völkern die ihrer Natur entsprechende Entwickelung begonnen oder ermöglicht oder vollendet ist, ehe ihnen allen die Bahn eröffnet ist, durch das Evangelium zu der Freiheit der Kinder Gottes hindurchzudringen, ist ein verkehrtes und vergebliches Beginnen. Es wäre vernünftiger, den sittlich weiter entwickelten Staaten ihre evangelische Pflicht, wie sie einst Karl der Große so trefflich verstand und übte, zu predigen, daß sie ihre noch in der Knechtschaft der Sünde, des Un- und Aberglaubens schmachtenden Brüder nöthigenfalls mit Gewalt von dem Joche der Finsterniß erlösen und darin ihren Beruf, also Gottes Willen, erkennen möchten." — Für diejenigen unserer Leser, denen die Geschichte Karl's des Großen etwa augenblicklich nicht so ganz im Ge-

dächtniß ist und die daher vielleicht auch in Zweifel darüber sind, worauf die „evangelische Pflicht der sittlich weiter entwickelten Staaten, welche Karl der Große so trefflich verstand und übte“, sich beziehen soll, bemerken wir hierzu nur, daß Karl der Große die Sachsen mit Feuer und Schwert bekehrte, dergestalt, daß allein in den beiden Schlachten bei Detmold und an der Hase gegen 80,000 derselben fielen und daß er an einem Tage bei Verden an der Aller 4500 gefangenen Sachsen den Kopf abschlagen ließ!

Noch weiter Zusätze und Bemerkungen zu diesen Herzensergießungen des Herrn Günther zu machen, scheint uns überflüssig, so viel Curiositäten er auch noch zum Besten gibt, besonders in politischer Beziehung, über Staat und Staatsrecht, Revolution, Republik rc. (vgl. u. a. S. 295, 307, 321, 335, 348). Schon der angeblich von ihm so hochverehrte Schiller hat vor zwei Menschenaltern ausgesprochen, daß nur „Derjenige die Musen wirklich besitzt, der sie selbst im warmen Busen trägt: dem Barbaren sind sie Stein.“ Herr Günther aber, mit all seiner Salbung und all seinem pietistischen Wohlgeruch, ist ein Barbar, ein blutgieriger, nach Gräueln lechzender Barbar; sein Ideal ist das Richtschwert, der rothe Faden seiner Lebensanschauung ist der Strick des Henkers. Daß er diese seine Barbarei Christenthum

zu nennen wagt, das mögen die Theologen mit ihm ausmachen; daß er sich damit aber auch in das Gebiet der Kunst hineinwagt und sich unterfängt, die erhabene Gestalt unsers Dichters mit dem blutigen Schein seiner Brandfackel zu beleuchten, das ist eine Unverschämtheit, für die er hiermit gezüchtigt wird. Was denn? gibt es denn keine Kreuzzeitung mehr? Hat Herr Leo mit seinen bluttriefenden, leichenduftigen Artikeln die Spalten derselben ganz in Beschlag genommen und ist für den armen Herrn Günther nicht ein kleines Winkelchen mehr übrig geblieben? Denn so sehr Herr Günther auch auf seine Originalität pocht: wir kennen den Stammbaum dieses Ritters von der traurigen Gestalt doch und wissen, aus welcher Quelle Herr Günther seinen „ledernen Eimer" gefüllt hat. Bauchaufschneiden, Hängen, Köpfen, mit Kartätschen zusammenschießen — ei jawol, wir haben es oft genug von Herrn Leo vernommen, mündlich und schriftlich, und kennen die wirren Träume, in denen die Phantasie dieses beklagenswerthen Mannes sich gefällt. Aber quod licet Jovi, non licet bovi. Mit all seinem Fanatismus, wahrem und vorgeschobenem, ist Herr Leo doch immer noch ein sehr gelehrter und sogar ein sehr interessanter Mann; er hat wenigstens das Verdienst der Originalität; kann man ihn nicht mehr bewundern, so

kann man sich doch noch recht oft und recht heiter über ihn verwundern. Bei Herrn Günther trifft von alledem nichts zu; er ist, wie sein dickleibiges Buch beweist und wie auch wir durch die daraus mitgetheilten Stellen glauben zur Genüge dargethan zu haben, ein hohler, leerer Phrasenmacher, ohne Kenntniß, ohne Methode und sogar auch ohne Principien. Darum muß er uns denn freilich entschuldigen, daß wir hier den Spieß einmal umgedreht haben und haben den Schulmeister als Schuljungen behandelt; es wird eben Jeder mit dem Maße gemessen, das ihm gebührt. Der Leser aber wolle bedenken, daß wir es hier keineswegs mit dem bloßen Günther'schen Buche zu thun gehabt haben — das wäre der Mühe allerdings nicht werth gewesen —, sondern mit einer allgemeinen Krankheit unserer Tage, die in andern Regionen bereits so verderblich geworden ist und die wir daher wenigstens von dem Gebiete der Aesthetik und der Literaturgeschichte fern zu halten ebenso sehr das Recht wie den Beruf und sogar auch die Pflicht zu haben meinen.

Wir haben in Vorstehendem kurz angedeutet, von welcher Bedeutung Prutz jetzt schon auf dem Gebiet der deutschen Literatur ist. Er steht im besten Lebensalter und wird hoffentlich noch lange eine solche Bedeutung inne haben, ja dieselbe von Jahr zu Jahr vermehren.

Wir wünschen uns Dies und ihm alles Gute von Herzen. —

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Moderne Klassiker deutsche Literaturgeschichte der neueren Zeit in Biographien, Kritiken und Proben ; mit Portraits

Bd.: 44

1854